Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Der
Herzog von Ripperda.

Ein Roman

von

Miss Jane Porter,
Verfasserin von „Thaddäus von Warschau," „Die schottischen Häuptlinge" 2c.

Nach der dritten englischen Auflage

in's Deutsche übersetzt

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1856.

Der Herzog von Ripperda.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Das kaiserliche Boudoir.

Die Gräfin war in der That ein vollendetes Wesen, am allervollendetsten aber in der Kunst des Bezauberns. Die edle, liebreiche Cornelia und die schalkhafte, zärtliche Alice verstanden Nichts von dieser Wissenschaft, und von welchem Geiste dieselbe beseelt war, sollte das Herz ihres Cousins noch erfahren.

Am Tage seines ersten Erscheinens im Palaste brauchte sie sein auffallend schönes Aeußere nur zu erblicken, um ihn sofort für den schönsten jungen Mann zu halten, der je den Fuß über diese Schwelle gesetzt. Die schöne Altheim ward aber dennoch nicht ganz besonders von den Reizen angezogen, die an ihr selbst am meisten gefielen, und würde niemals einen zweiten Blick von dem schönen Secretair zu erhaschen gesucht haben, wenn sie nicht zufällig

einer Unterredung zwischen ihrer kaiserlichen Herrin und dem Kanzler beigewohnt hätte, wobei der Letztere, verletzt durch eine Bemerkung, welche die Kaiserin über „die unvergleichliche Geschicklichkeit des Barons von Ripperda, unter allen Umständen selbst der schwierigsten Art sich die sichersten Aufschlüsse und Nachrichten zu verschaffen“, machte, in etwas sarkastischem Tone bemerkte, er vermuthe, der verwundete Jesuit besitze unter seinen vielen Hülfsquellen an seinem diplomatischen Novizen etwas Vornehmeres, als er sich merken lassen wolle.

Elisabeth stellte sich, als könne sie in den Manieren des Secretairs nichts besonders Distinguirtes wahrnehmen; als aber der Kanzler sich entfernt hatte, ließ sie im Gefühl des Triumphes, seinen Scharfblick getäuscht zu haben, einige zweideutige Ausdrücke sich entschlüpfen. Diese Hindeutungen entgingen der Gräfin keineswegs. Und an dem Tage nach dem, wo sie und die junge Erzherzogin sich vor Louis in solcher Eile zurückgezogen, konnte die Kaiserin nicht umhin, ihr zu sagen, in welch einer seltsamen Aufregung und Verwirrung sie ihn überrascht, indem sie hinzusetzte:

„Er ist eine Eroberung, die mehr als ein Lächeln verlohnt.“

Elisabeth lächelte, indem sie dies sagte, machte

aber weiter keine Bemerkung. Es war dies auch vollkommen hinreichend für ihre schöne Vertraute, die, wenn ihre Seele irgend eine Leidenschaft hegte, kein Bedenken trug, zu gestehen, daß es der Ehrgeiz sei. Um diesen zu befriedigen, hatte sie ihre blühende Schönheit in einem Alter von siebzehn Jahren dem schon hochbetagten Grafen Altheim gewidmet — einem Manne von vornehmer und reicher Familie, der aber keine andere Fähigkeit mehr besaß, als jedes hübsche Gesicht zu bewundern, welches den Weihrauch eines gewohnheitsmäßigen Götzendieners der Jugend und Schönheit hinnehmen wollte.

Ihre Lebensgeschichte war bis jetzt folgende:

Sie war in Braunschweig geboren und die Tochter eines ehrlichen Försters. Ihre Mutter war erste Wärterin der damaligen Prinzessin Elisabeth, ungefähr ein oder zwei Jahre vor der Geburt dieses letzten Kindes gewesen. Später ward Otteline, das hübsche Försterkind, in den herzoglichen Palast gerufen, um eine Art Spielgenossin für die kleine Prinzessin zu sein, deren sanftes, empfängliches Gemüth bald eine schwesterliche Zuneigung zu ihrer reizenden Genossin faßte, und als sie nach ihrer Vermählung mit dem Kaiser von Oesterreich erfuhr, daß ihre würdige Pflegerin gestorben sei, benutzte sie die Ge-

legenheit, um ihre stets in werthem Andenken gehaltene junge Spielgenossin zu sich zu rufen.

Otteline Blaggoy war, wie schon bemerkt worden, einige Jahre jünger als ihre kaiserliche Herrin, und übertraf dieselbe an jedem Reize der Person bei Weitem. Da indessen in Oesterreich wie in so vielen andern Ländern die Rücksicht auf hohe Geburt eine so große ist, daß eine Mißheirath für einen weit unauslöschlicheren Makel gilt als ein moralischer Flecken, so ließ keiner der vornehmen Höflinge, welche die liebenswürdige Otteline bewunderten, es sich einfallen, sie zu seinem Range zu erheben.

Tausend galante Abenteurer drängten sich allerdings heran, um ihre Leidenschaft für Schönheit zu befriedigen und sich bei der Kaiserin dadurch in Gunst setzen zu wollen, daß sie sich erboten, ihre Favoritin zu ihrer Gattin zu machen.

Otteline aber wußte recht wohl, daß man, welchen Weihrauch man ihr auch streuen mochte, sie dennoch verachtete. Da nun hoher Rang Alles war, was sie bedurfte, um sich in jeder Beziehung den Frauen, welche ihre Reize beneideten und deßhalb auf ihren schlichtbürgerlichen Namen mit doppelter Verachtung herabblickten, gleichgestellt zu sehen, ja, sie vielleicht noch zu überragen, so beschloß sie, ohne

Rücksicht auf alles Andere, nur nach hohem Range zu heirathen.

Wenige Monate nach ihrer Ankunft ward auch in der That der alte Graf von Altheim so durch ihre Schönheit geblendet und durch ihr Lächeln berauscht, daß er, ohne sich an irgend eine andere Rücksicht zu kehren, sie zu der Stellung emporhob, welche sie so geeignet zu sein schien zu schmücken.

Die Kaiserin fühlte, in welcher unangenehmen Stellung ihre Favoritin sich bis jetzt befunden, und nachdem sie mit Freuden ihre Zustimmung gegeben, reichte die nicht weniger erfreute Otteline dem Grafen ihre Hand und es fand ein prachtvolles Vermählungsfest statt, welchem nicht blos ihre Gönnerin, sondern auch die ganze kaiserliche Familie beiwohnte.

So lange der zärtliche Gatte lebte, war seine junge Gemahlin die eleganteste, lieblichste und stolzeste Dame des Hofes. Elisabeth ergötzte sich an der Huldigung, welche die stolzen Oesterreicher ihrer Spielgenossin und Landsmännin zu erweisen gezwungen waren, und um diese Huldigung noch vollständiger zu machen, beschloß sie, daß die Vermittelung der Gräfin der einzige Weg zu ihrer kaiserlichen Gunst sein solle.

Es dauerte jedoch nicht lange, so starb der Graf, und in Gemäßheit des damals gültigen Gesetzes,

nach welchem die Gattin bei dem Tode des Gatten den Rang, den sie durch ihre Verheirathung in der Gesellschaft gewonnen, wieder verliert, sah sich die Gräfin von Altheim, obschon reiche Witwe, doch in anderer Beziehung wieder in ihre frühere Bedeutungslosigkeit zurück versetzt.

Dieser Rückschlag war ein um so bitterer, als sie nun die Höhen der Gesellschaft kennen gelernt und auf diesen mit nicht weniger stolzem Schritte einher gewandelt war, als die Kaiserin selbst. Sich wiederum verachtet zu sehen, war eine Kränkung, die sie fast zum Wahnsinne trieb.

Dabei aber hatte die schöne Leidtragende nun schon zu lange an Höfen gelebt, als daß sie ihre Nebenbuhlerinnen den vollständigen Sieg hätte merken lassen, welchen die Ereignisse über sie verliehen. Angeblich von dem Wunsche beseelt, sich nach dem Tode eines so zärtlichen Gatten von der Welt zurückzuziehen, lebte sie eine Zeitlang in Abgeschlossenheit und wendete sich stolz von der Welt ab, die, wie sie recht wohl wußte, außerdem sich von ihr abgewendet haben würde, und als die Zeit nicht mehr gestattete, untröstlichen Kummer zu heucheln, erhob Elisabeth sie zu der wichtigen und einflußreichen Stellung einer Erzieherin der Erzherzogin Maria Theresia.

Diese Stellung gab ihr einen würdevollen Vor=

wand, sich immer noch von den Gesellschaften des Hofes entfernt zu halten, obschon sie sich im kleineren Zirkel zuweilen sehen ließ.

Es geschah dies indessen selten, und blos damit die Neuheit ihrer unvergleichlichen Reize, so oft sie erschien, ihr noch fortwährend Triumphe über den Neid ihrer stolzen Rivalinnen bereiten möchte, und die Wirkung davon war alle Mal von der Art, wie sie dieselbe erwartete.

Sie war jetzt sechs und zwanzig Jahre alt, und obschon auf der Mittagshöhe ihrer Schönheit stehend, sah sie doch voraus, daß die Zeit herannahete, wo sie dieses, das einzige Scepter der Macht, einer jüngern Hand würde überlassen müssen. Was aber ward dann aus ihr?

Sie konnte die Antwort, die sie sich selbst hierauf geben mußte, nicht ertragen, und richtete daher ihre Gedanken wieder auf irgend eine vornehme Vermählung. Einen Oesterreicher jedoch fesseln zu wollen, wäre unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine hoffnungslose Speculation gewesen; sie mußte vielmehr ihre Aufmerksamkeit auf irgend einen der zahlreichen Ausländer richten, welche Wien besuchten.

Dieser Plan war kaum gefaßt, als die Ankunft des Marquis Santa Cruz in der Person seines Soh-

nes, Don Ferdinand d'Osorio, ihrem Ehrgeize ein wünschenswerthes und wahrscheinliches Opfer darbot. Jung, schön, empfänglich und von hohem Range, war er eine Gelegenheit, die nicht versäumt werden durfte, und einige Begegnungen mit ihm bei den traulichen Soupers der Baronesse von Herrmannstadt verscheuchten jede Erinnerung an die taubenäugigen Schönheiten, nach welchen er noch vor Kurzem in den Hainen Italiens geseufzt. Sich in den neuen Reiz versenkend, lebte er bald nur noch in ihrer Gegenwart und erhielt von ihr das Geständniß, daß sie nur die Zustimmung seines Vaters erwarte, um ihm ihre Hand zu reichen.

Aber sie war Protestantin und von nicht adliger Geburt, zwei Umstände, welche der Bigotterie und dem Ahnenstolze des Marquis als unübersteigliche Hindernisse erscheinen mußten. In Angst und Hoffnung eilte Ferdinand zu den Füßen seiner angebeteten Otteline und flehete sie an, ihm seinem unerbittlichen Vater zum Trotz ihre Hand zu reichen.

Sie kannte die herabwürdigende Folge, wenn sie dieser Bitte Gehör schenkte. Sie sah den Punkt, welchem Ferdinand's Leidenschaft seinen Verstand entgegen trieb, und in der festen Erwartung, den Marquis durch die Furcht, daß sein Sohn dem Wahnsinne anheim fallen werde, zur Einwilligung in seine

Vermählung zu zwingen, stachelte sie ihren Geliebten zu immer höherer und wilderer Begier auf, indem sie sich stellte, als betrachtete sie den Vorschlag in Bezug auf eine heimliche Vermählung als eine von ihm selbst ausgehende Beleidigung.

Als sie sich endlich vom Gegentheile überzeugen ließ, dauerte dennoch ihre erheuchelte Entrüstung fort, obschon sich dieselbe einem andern Gegenstande zuwendete, und sie erklärte, daß ihre verletzte Ehre nicht eher wiederhergestellt wäre und sie sich nicht eher dazu verstehen würde, Don Ferdinand wieder zu sehen, als bis er ihr die einzige angemessene Abbitte des Marquis für die Schmach, die er ihr angethan, bringen würde.

Ferdinand ging fast von Sinnen von ihr fort und warf sich in diesem Zustande dem Mitleiden seines Vaters in die Arme. Der gute Katholik und spanische Grand war aber nicht zu bewegen, und da dem unglücklichen Liebenden an der Thür seiner stolzen Geliebten der Eintritt versagt ward, so eilte er zu ihrer beiderseitigen Freundin, der Baronin von Herrmannstadt, um vor dieser sein Herz auszuschütten.

Die Schilderung der Ereignisse, welche nun folgten, ist eine mehr gewöhnliche als angenehme.

Die Baronin war eine jener Frauen, welche

ihrem eigenen Geschlechte zur Schande und allen Männern, auf welche sie ihre habgierige Blicke werfen, zum Verderben gereichen. Prahlerischem Aufwande ergeben, verschmähete sie kein Mittel, durch welches sie die Eitelkeit befriedigen konnte, wozu ihr Vermögen nicht ausreichte, und während ihre Freundin auf eine vornehme Partie speculirte, um wieder zu hohem Range zu gelangen, legte sie dagegen Schlingen nach unehrenhaften Attachements, um sich Gold zu verschaffen.

Dieses schmachvolle Treiben hatte sie bis jetzt so vorsichtig fortzusetzen gewußt, daß außer Denen, welche sie betrogen und die in ihrem eigenen Interesse klüglich schwiegen, Niemand irgend einen Verdacht gegen sie hegte. Sie hatte allgemeinen Zutritt in den ersten Cirkeln Wiens und daher auch ein weites Feld, um ihre Schlachtopfer zu wählen.

Die leichtsinnige Verschwendung des Sohnes des Marquis von Santa Cruz hatte schon seit einiger Zeit ihre Habgier angelockt, und nun bot sich eine herrliche Gelegenheit dar, ihre Pläne zur Ausführung zu bringen.

Sie war eine sehr muntere Gesellschafterin und bewog den unglücklichen Ferdinand bald, die angebliche Verachtung des berechnenden Ehrgeizes in

den Verlockungen ihrer Tändeleien und Schmeicheleien zu vergessen.

Berauscht von dem, was er für großmüthiges Vergessen ihrer selbst hielt, indem sie freiwillig jede Pflicht ihrer eingestandenen Leidenschaft für ihn opferte, ward er aus dieser verbrecherischen Verzückung nur durch die Nachricht aufgerüttelt, daß ihr Gatte, ein rauher ungarischer General, sich auf dem Rückwege von seinem Posten an der türkischen Grenze befinde.

Gern hätte sie diesen mittellosen, in seinen Manieren ziemlich derben Haudegen gegen den sanften Verschwender vertauscht, den sie seiner bessern Sinne beraubt hatte, und sie machte ihm den Vorschlag, mit ihm zu entfliehen, ehe der Baron ankäme, und daß hinfort ihr Schicksal eins sein solle.

Während sie aber dieses hinterlistige Anerbieten stellte, schien ein Schimmer seiner so lange von ihm entwichenen Vernunft von oben herab ihn zu erleuchten, und er bebte mit Entsetzen vor einem dauernden Bündnisse mit einem solchen Weibe zurück. Obschon Sclave ihrer verlockenden Reize, war doch seine Seele noch unbeherrscht, und er hatte den Muth, ihr Anerbieten abzulehnen.

Nun aber griff sie zu anderen Ueberredungskünsten. Sie bestand auf der vorgeschlagenen Flucht

mit einer Heftigkeit, welche ihre leidenschaftliche Liebe in drohende Wuth verwandelte, und zuletzt setzte sie sich ein Federmesser auf das Herz, um seine Zustimmung zu erzwingen oder ihrem Leben ein Ende zu machen. Er riß ihr die Waffe aus der Hand und verließ sie, von bitteren Selbstvorwürfen erfüllt, während sie ihm eine Fluth von Verwünschungen nachsendete.

Dieses schmachvolle Verhältniß war es, von welchem der Marquis von Santa Cruz seinen Sohn fast mit Gewalt hinweggeführt hatte.

Mittlerweile brach die getäuschte Gräfin von Altheim, durch ihre treulose Freundin und ihren flatterhaften Anbeter betrogen, mit der einen und verachtete den andern wirklich. Obschon sie, nachdem sie die bestimmte Ueberzeugung von dieser doppelten Untreue erlangt, sich niemals herabließ, sich nach einer der beiden Personen zu erkundigen, so empfand sie doch ein gewisses Gefühl befriedigter Rache, als sie hörte, daß Ferdinand ihre Nebenbuhlerin verlassen hatte und abgereis't war.

Der Marquis eilte mit seinem tiefbekümmerten Sohne nach Holland und von da nach England. Die Qualen der Reue aber hatten die Wurzeln seines Verbrechens noch nicht erreicht. Er betrauerte die schuldige That, aber nicht den Leichtsinn, der ihn

dazu verleitet. Er fluchte der Stunde, in welcher er die Baronin von Herrmannstadt kennen gelernt, aber er verdammte nicht das unbesonnene Ungestüm, mit dem er jedem Impulse der Selbstbefriedigung nachgegeben. Als einziger Sohn seiner Eltern und Erbe unermeßlicher Einkünfte in beiden Hemisphären hatte er jeden seiner Wünsche befriedigt gesehen, bis er endlich glaubte, er habe im Leben weiter keine Pflicht, als die Freuden desselben zu genießen. Allerdings faßte er hierbei nur die in's Auge, von welchen er glaubte, daß sie unschuldig seien; bald aber fand er, daß da, wo ein starker Einfluß sich geltend macht, die Grenze zwischen Unschuld und Uebertretung oft unsichtbar ist.

Ferdinand hatte mehr als ein Mal zitternd an dieser Scheidelinie gestanden — jetzt hatte er sie übersprungen. Und obschon gemartert durch Abscheu vor sich selbst und der Hoffnung lebend, daß er durch Thaten der Buße sein Vergehen wieder gut machen könne, nährte er doch immer noch die Leidenschaften, die ihn verrathen, und fand sogar in dem Lande seiner Bußwallfahrt eine neue Verlockung, diese Leidenschaften aus ihren Schranken treten zu lassen. Ein seltsames Zusammentreffen wollte, daß, während er auf dem friedlichen Gefilde von Lindisfarne Unkraut unter den Weizen säete, die Gräfin

Altheim mit einem ähnlichen Anschlage gegen Louis, den Zögling und Pflegesohn der heiligen Insel, umging.

Die schöne Otteline war von dem Charakter ihrer falschen Freundin eben so weit verschieden als von der Sonne beschienener Schnee von der geschmolzenen Lava des Vesuvs. Sie suchte bei einer Vermählung mit Ferdinand nichts Anderes als den hohen Rang, zu welchem sie dadurch gelangte. Seine Reichthümer und seine Liebe waren ihr eins so gleichgültig wie das andere, und als sie ihre Augen auf den schönen Secretair des Sieur Ignatius warf, hatte sie keinen andern Zweck im Auge, als einen Rang zu theilen, der, wie die Kaiserin ihr versicherte, ihre stolzesten Wünsche übersteigen würde.

Trotz ihrer Unfähigkeit, zu lieben oder auch nur irgend ein anderes Gefühl zu hegen, als das, welches mit ihrem Ehrgeize und dessen Täuschungen in Verbindung stand, war sie doch eine so scharfe Beobachterin und in der Kunst der Verstellung so geübt, daß nur das Auge eines Ithuriel bei ihr das Erheuchelte von dem Wirklichen zu unterscheiden vermocht hätte.

Nachdem sie sich Louis zuerst durch eine retrograde Bewegung genähert, bemerkte sie, daß ihre persönlichen Reize den beabsichtigten Eindruck gemacht

hatten, und daß sie nun blos noch die Anmuth ihrer Conversation in's Spiel zu bringen brauchte, um den Sieg vollständig zu machen.

Sie besaß viel allgemeine Bildung und war in vielen Fächern des menschlichen Wissens gründlich unterrichtet. Wenn auch die Sympathie sie nicht die Gedanken ihres Anbeters errathen ließ, so verlieh doch das Selbstinteresse ihr den nöthigen Tact, auf seine Meinungen einzugehen, und dies that sie auf so gewandte Weise, daß ihr Echo die tonangebende Stimme zu sein schien.

Dabei verschmähete die Kaiserin selbst nicht, sich an diesen Machinationen zu betheiligen. Mehrmals hielt sie die Erzherzogin und ihre Erzieherin im Zimmer zurück, um Letzterer Zeit zu geben, irgend einen natürlichen oder erworbenen Reiz zur Geltung zu bringen, und wenn die erröthende Otteline sich endlich entfernte, machte die Kaiserin gewöhnlich eine oder die andere Bemerkung über die unnachahmlichen Vorzüge ihres Charakters und die gewinnende Bescheidenheit, mit der sie dieselbe fortwährend verschleiere.

Bei einer dieser Begegnungen, als Louis mit seiner Seele in den Augen den sich entfernenden Schritten der verführerischen Otteline nachsah, rief die Kaiserin mit eigenthümlichem Lächeln:

„Seit einiger Zeit hat sie sich in die Politik ver-

liebt, und sollte es ihr einfallen, für sich selbst zu unterhandeln, so kann ich meinem Rechte auf ihren Besitz nur Lebewohl sagen."

Louis fühlte, daß er bleich ward, aber er gab keine Antwort. Obschon seine kaiserliche Inquirentin glaubte, seine Blicke seien hinreichend ausdrucksvoll, so war sie doch entschlossen, ein direktes Geständniß zu hören, und setzte ein wenig schalkhaft hinzu:

„Sie aber zweifeln vielleicht an ihrer Macht, nicht wahr?"

Er erröthete und antwortete:

„Ich glaube, die Gräfin von Altheim besitzt die Macht, zu befehlen, was ihr beliebt."

„Wirklich!" rief die Kaiserin, „dann dürfen Sie nicht mein Minister sein. Ich weiß, was dann aus meinem Interesse werden würde, wenn sie gegen mich intriguirte."

Elisabeth lächelte wieder und zwar mit einem Ausdrucke, den Louis in keine positive Bedeutung auflösen konnte, doch war er ihm unangenehm und machte auf ihn den Eindruck, als triebe man sein Spiel mit ihm. Eine verworrene Erinnerung an die Mahnung des Sieur Ignatius gegen die Macht der Schönheit fiel ihm plötzlich ein, und mit fast beleidigter Miene, so wie man sie einer Kaiserin gegenüber nicht oft wagt, sagte er:

„Da ich glaube, daß die Gräfin von Altheim stets nur das zu befehlen belieben würde, was recht ist, so kann ich auch nicht voraussetzen, daß ihr Einfluß jemals den Interessen Eurer Majestät entgegen sein würde.“

Die sanfte Farbe auf Elisabeth's Wange ging in stolzes Purpurroth über. Die Worte waren ein Kompliment, aber der Ton, in dem sie gesprochen wurden, ein Verweis. Sie betrachtete den kühnen Sprecher mit einem Blicke des Erstaunens. Seine Augen waren jetzt auf den Boden geheftet. Sie fühlte, daß sie eine Zurechtweisung bekommen hatte, und zwar von einem Jünglinge — einem Knaben — dem Sohne eines Mannes, der, wenn auch ihr Vertrauter und Mitarbeiter, doch auch in ihrer Gewalt war, und zwar in Folge der Umstände in so hohem Grade, daß sie jeden beliebigen Augenblick sein Schiff an einer Klippe stranden lassen und ihm einen so tiefen Sturz bereiten konnte, wie sein Vorgänger, der große Alberoni, erfahren. Und der Sohn dieses so gefährlich gestellten, von ihrem Willen abhängigen Mannes wagte, sich durch eine harmlose Freiheit beleidigt zu fühlen, welche sie sich herabgelassen, sich mit ihm zu nehmen!

Er hatte gewagt, ihr zu verstehen zu geben, daß sie ihre Würde vergessend mit ihm gespielt habe,

und dennoch stand er vor ihr mit der Miene ächterer Ehrerbietung, als sie bei dem kriechendsten ihrer Vasallen zu sehen gewohnt war.

Mit stolz schwellendem Herzen überlegte die Kaiserin alles Dies in raschem Gedankenfluge; während sie aber das so edle und so bescheidene Antlitz des Sprechers betrachtete, fühlte sie ein edleres Gefühl erwachen. Sie hatte jetzt zum ersten Male in ihrem Leben das unverschleierte Gesicht der schlichten Wahrheit erblickt.

Die Situation war ihr eine seltsame, aber es lag selbst in dieser Neuheit ein Reiz, und abermals lächelnd, mit einer Miene, welche die ganze Entfernung andeutete, welche zwischen der Kaiserin und dem Secretair des Sieur Ignatius lag, sagte sie in gnädigem Tone:

„Es lag in diesen Ihren Worten noch etwas Anderes als ein Kompliment, Montemar, aber ich verzeihe Ihnen.“

Sie streckte ihm zur Bestätigung ihrer Worte die Hand entgegen, und als er dieselbe ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen berührte, setzte sie hinzu:

„Sie würden ein besserer Rathgeber als Höfling sein; wenn Sie aber gesonnen sind, Staatsmann zu werden, so müssen Sie Beides vereinen.“

Er verneigte sich, während sie sich abwendete, und sagte bei sich selbst:

„Dann bin ich gesonnen, Etwas zu werden, was ich niemals sein kann. Wenn die Welt nicht anders regiert werden kann, als durch die moralische Herabwürdigung ihrer Regierer, so muß mein Ehrgeiz, auch ein Mitherrscher zu werden, dem fliehenden Verstande Orlando's in den Mond folgen."

So gnädig auch der Blick und die Worte der Kaiserin waren, so sah er doch, daß er nahe daran gewesen war, sie tödtlich zu beleidigen. Sein Onkel, der Pfarrer, hatte ihm oft gesagt, daß die Atmosphäre der Höfe im Verhältniß zu ihrer Höhe kalt und für jede ehrliche Herzensäußerung eben so vernichtend sei, wie die eisigen Gipfel der Gletscher für das Grün, welches im Thale blühet.

Louis hielt diesen Ausspruch damals nicht in diesem Grade für begründet; jetzt aber gedachte er dieser Lehre und seufzte, sie wahr zu finden.

Ueber die Ursachen und Folgen eines so unnatürlichen Zustandes der moralischen Existenz nachdenkend, schritt er eiligst durch die Galerieen. Der Tag war für die Jahreszeit ungewöhnlich warm, und die Hitze der Oefen machte die Luft in diesen Räumen so drückend, daß Louis in Gedanken versunken unwillkürlich seiner körperlichen Empfindung nachgab und,

während er den Hut in der Hand hielt, seinen Pelz ein wenig von den Schultern fallen ließ, während er die Gänge hinabeilte.

Als er in einen kleinen dunkeln Corridor einbog, durch welchen er das öffentliche Wachtzimmer vermied, kam er am Fuße einer kurzen Treppe vorbei. Zwei Personen traten zu einer Thür heraus, zu welcher diese Treppe führte. Er bemerkte diesen Umstand nicht, so tief war er in seine Träumereien versunken, bis er Wharton's Stimme hörte, welche rief:

„Ha! er ist es! Louis! Louis!“

Louis eilte vorwärts, aber nicht Wharton entgegen. Er verschwand aus dem Gange in demselben Augenblicke, wo er den Herzog, der sich rasch über das Treppengeländer bog, in noch lauterem Tone rufen hörte:

„Montemar! Montemar! Eilen Sie doch um's Himmels willen nicht so! Es ist Wharton, der Sie ruft! Es ist Wharton, der Sie ruft!“

Aber Louis fuhr fort zu fliehen, und Wharton, zu verfolgen, bis der Erstere, rasch durch ein kleines Pförtchen auf die Straße hinaus eilend, in seinen Wagen sprang, der ihn stets an diesem abgelegenen und nur von wenigen vertrauten Besuchern des Palastes benutzten Eingange erwartete. Eben fuhr er

in die Menge der an dem Haupteingange harrenden Equipagen hinein, als er den Herzog herauskommen und sich nach allen Seiten nach seinem treulosen Freunde umschauen sah.

„Treulos bin ich nicht, mein lieber beleidigter Wharton," rief Louis laut, obschon der, dem diese Worte galten, ihn nicht hörte. „Du hast mich von Dir fliehen sehen, trotz der innig bittenden Worte, durch welche Du mich zurückhalten wolltest! O, was wirst Du jetzt von dem undankbaren Montemar denken!"

In diesem Augenblicke sah er den Herzog sich vor die Stirn schlagen, und gleich darauf entzog ihn eine Wendung des Wagens seinen Blicken.

Louis begann nun sich über seine Sorglosigkeit Vorwürfe zu machen, daß er die ihm ertheilten Warnungen so weit vergessen, daß er das unumgänglich nothwendige Verbergen seiner Person aus den Augen gesetzt hatte.

Aergerlich, daß seine Träumerei gerade unmittelbar den Uebelstand herbei geführt, den Ignatius am meisten vermieden zu sehen wünschte, verdrängte dieser bittere Gedanke für den Augenblick alle anderen aus seinem Herzen, und mit einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Gereiztheit rief er:

„Warum vergaß ich, daß ein Mensch, der sich

einmal der Politik geweiht, Körper und Geist geopfert hat? Weder Liebe, noch Freundschaft, noch das freie Denkvermögen sind für ihn vorhanden. Er hat sich einen Götzen gemacht, der alle seine Gedanken für sich in Anspruch nimmt! Hätte ich dies nicht vergessen und mich wie der Satan in die Haut der Schlange gehüllt, so hätte ich vielleicht durch den Staub gehen können, ohne von den klaren Augen des Herzogs von Wharton gesehen zu werden."

Vielleicht war es eben das Bewußtsein, daß seine eigene Natur von dieser verabscheuten Gewohnheit der Verstellung angesteckt worden, was seine Mißstimmung erweckte. Seine Seele war von Natur offen und redlich, die geheimnißvolle Sprache des Sieur aber hatte ihm in gewissen Punkten eine abergläubische Scheu eingeflößt, und er fühlte, daß er sich fürchtete, diese Begegnung gegen irgend Jemand zu erwähnen. Er wußte, daß Ignatius dadurch mit Schrecken in Bezug auf die Sicherheit ihres Geheimnisses erfüllt werden würde, und in dem gegenwärtigen Zustande seiner sich langsam schließenden Wunden war alle Aufregung im höchsten Grade gefährlich. Hätte er der Kaiserin Etwas davon gesagt, so würde er dadurch nicht blos ihren Verdacht gegen den Herzog wieder erweckt, sondern sie

auch zu seiner Sicherheit gefährlichen Vorsichtsmaßregeln veranlaßt haben.

Alle diese Umstände überlegte Louis wiederholt, und so wie seine Aufregung sich minderte und ihm einen freiern Umblick gestattete, nahm er sich fest vor, gänzliches Schweigen über diesen Vorfall zu bewahren. Er schmeichelte sich, daß ein solches Schweigen keine üblen Folgen haben könne, und während er sich vornahm, in Zukunft vorsichtiger zu sein, glaubte er, Wharton sei keiner That fähig, welche seinen Freund oder seinen eigenen angeborenen Edelsinn gefährden könne.

Er hoffte nicht, daß der Herzog glauben könne, er habe entweder jetzt oder an der Donau irgend Jemand anders für seinen Freund Montemar gehalten. Wharton hatte sich vielleicht überreden lassen, zu sagen, der Irrthum sei wahrscheinlich, aber sein Freund konnte nie an die Möglichkeit glauben, daß er dies wirklich jemals gedacht, denn hätte wohl Louis sich durch irgend Etwas bewegen lassen, zu glauben, er habe Wharton an der Donau nicht gesehen und seine Stimme ihn in den Corridors des Palastes nicht rufen hören?

„O nein,“ rief er, „es giebt eine Identität, welche das Herz nicht täuschen kann! Du weißt, daß es Louis de Montemar war, den Du sahst, daß

es Louis de Montemar war, der Dich floh! Aber ich hoffe, es werde ein Tag kommen, wo Du Alles erfahren kannst, oder mir wenigstens zugestehen wirst, daß es eine der wesentlichsten Bedingungen ächter Freundschaft ist, zuweilen selbst gegen das Zeugniß der eigenen Sinne zu vertrauen."

Mit diesem romantischen Glauben hatte Louis auf die Reinheit von Wharton's Anhänglichkeit vertraut, und glaubte, Wharton werde nicht weniger edelmüthig gegen ihn sein. Louis aber war ein Enthusiast und beurtheilte die Menschen mit jenem Glauben an Wortweisheit, welche den Tugendpredigern eigen zu sein pflegt. Er hatte noch nicht durch die Erfahrung gelernt, daß der Geschmack eines Menschen an moralischer Vortrefflichkeit eben so ausgezeichnet sein kann, wie der, welcher das Leben eines Addison modelte, während vielleicht sein Thun und Handeln von seiner Theorie eben so verschieden ist, als das, welches den Genius eines Richard Savage herabwürdigte. Deshalb bildete Louis seine Meinung von seinen Mitmenschen mehr nach den Ansichten, die er sie aussprechen hörte, als nach den Thaten, die sie übten.

„Ja, theurer Wharton," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „Du wirst mich mild beurtheilen; Du wirst eher alles Andere von mir glauben, als

daß ich Dir auf Antrieb meines eigenen freien Willens so begegnen könnte."

Wie Wharton Montemar's Handlungsweise wirklich beurtheilte, sollten spätere Ereignisse beweisen, Der Letztere hatte ganz Recht, wenn er glaubte, der Herzog sei von der Identität seines Freundes sowohl an der Donau als auch in dem Corridor des Palastes überzeugt gewesen.

In dem ersten Falle jedoch und da Wharton, weil er ihn nicht mehr sah, glaubte, er sei durch irgend eine Veranlassung schnell wieder aus Wien hinweggeführt worden, hielt er es nicht der Mühe werth, die Sache Denen einzustreiten, welche sie in Abrede stellten.

Jetzt aber, wo er ihn nicht blos wiedergesehen, sondern ihn auch seinen Anblick und seine Stimme hatte fliehen sehen, jetzt allerdings konnte Wharton kaum seinen Sinnen trauen.

Und er stand daher immer noch in der Eingangshalle und schauete den verschiedenen vorüberrollenden Equipagen nach, als der Herr, von dessen Seite er sich, als er Louis nachzueilen versucht, losgerissen, wieder zu ihm trat. Er fragte den Herzog, wer es gewesen sei, den er so eifrigst einzuholen gesucht, und rief:

„Er muß augenblicklich verschwunden gewesen

sein, denn obschon ich Ihren Ausruf hörte, so sah ich doch nicht, wem er galt."

„Dann bin ich wahrscheinlich einem Gespenste nachgelaufen," entgegnete Wharton, seinen Aerger hinter einem heitern Gelächter verbergend; „aber wenn es nur eine Spur von etwas Irdischem an sich hat, so will ich es schon noch packen."

Sein Begleiter antwortete in demselben Tone und bemerkte, daß er, wenn die überragende Gestalt des Herzogs nicht gewesen wäre, vielleicht einen Schimmer von der schnellfüßigen Erscheinung erblickt hätte.

Da er indessen bald gewahrte, daß Wharton's gerunzelte Stirn mit dem heiteren Tone seiner Lippen nicht in Einklang stand, so machte er ein ernsteres Gesicht und fragte nochmals nach dem Namen des Fliehenden.

Der Herzog, welcher bemerkte, daß sein Begleiter die von ihm die Treppe hinabgerufenen Worte sonach nicht verstanden hatte, antwortete in gleichgültigem Tone:

„Es kommt Nichts darauf an. Es ist ein unbedeutender Mensch, der sich, wie es scheint, eine größere Wichtigkeit beilegt, als er wirklich besitzt."

„Aber seine Flucht scheint Ihnen ärgerlich zu sein."

„Weil er so gut ist, meine Sünden auf seinem Scheitel mit hinwegzunehmen, und ich bin nicht aufgelegt, mich ihrer Gesellschaft überdrüssig zu fühlen.“

„Also ist er Ihr Beichtvater und entzog sich fliehend seiner Pflicht?“

„Sie haben es errathen,“ entgegnete der Herzog leise flüsternd, „und um meines Gewissens willen lassen Sie uns ihm, ohne weitere Glossen darüber zu machen, erlauben, zum Teufel zu gehen!“

Der Herr schüttelte ungläubig den Kopf, setzte aber lachend hinzu:

„Ich bin ein zu guter Katholik, als daß ich Geheimnisse auszuwittern suchen sollte.“

Und Wharton, welcher sah, daß sein Begleiter ein galantes Abenteuer vermuthete, lachte mit einem Blicke, welcher geeignet war, diese Vermuthung zu bestätigen, ebenfalls und sprach von etwas Anderem.

Zweites Kapitel.

Das Colleg, der Palast und das alte Schloß.

Ob nun der Herzog von Wharton es verschmähete, den Namen des Freundes, der unverkennbar vor ihm geflohen war, wieder zu erwähnen, oder wie es sonst kam, daß über diese zweite Begegnung durchaus Nichts verlautete, darüber konnte Louis keine Gewißheit erlangen; da aber mehrere Tage vergingen, ohne daß ihm im Palast irgend eine Bemerkung darüber gemacht worden wäre, so hoffte er, die Sache sei in dem Gemüthe des Herzogs begraben und werde nur zwischen ihnen selbst später wieder zur Sprache gebracht werden.

Der Sieur war immer noch Gefangener in seiner Zelle. Je begieriger er ward, seine diplomatischen Pflichten wieder zu übernehmen, desto mehr

verzögerte sich seine Wiederherstellung. Zweimal im Laufe von vierzehn Tagen hatte seine Ungeduld und Unruhe die Wunden wieder in einen gefährlichen Entzündungszustand versetzt.

Louis bot alles Mögliche auf, um diese Ungeduld zu beschwichtigen. Seine eigene Ausdauer in seinem doppelten, ja dreifachen Dienste im Colleg, im Palaste und in dem alten Schlosse trug das Meiste dazu bei, den Sieur zu beruhigen und zufriedenzustellen, weil er daraus ersah, daß seine Wahl durchaus nicht auf ein unbrauchbares Werkzeug gefallen war.

Couriere kamen an und wurden mit Vorschlägen und Zustimmungserklärungen abgesendet, welche den großen Gegenstand jedes Mal dem Schlusse näher brachten, und Louis' wachsende Arbeiten wurden jeden Tag durch das sonnige Lächeln der bezaubernden Otteline belohnt.

Die Kaiserin schien vergessen zu haben, was in Bezug auf sie zwischen ihr und dem jungen Secretair vorgefallen war, und die Favoritin selbst fuhr, als ob sie nicht wüßte, daß sie Gegenstand ihrer Bemerkungen gewesen, fort, ihm jene unaussprechlichen Aufmerksamkeiten des Auges und Ohres zu erweisen, welche ohne ein Wort die beredteste Sprache der Seele sind.

Er sah ihre Schönheit; er hatte Beweise ihrer

hohen Geistesbildung; von der Kaiserin hörte er ihre Tugenden rühmen, und unter solchen Eindrücken fühlte er stündlich den magnetischen Einfluß ihrer Gegenwart.

Durch die zwei anmuthigen Gefährtinnen seiner Jugend hatte er von dem weiblichen Charakter eine hohe Idee fassen gelernt, und da er sie mit dem Stolze eines Bruders liebte, so oft das Bild einer ausschließlicheren Neigung sich aufdrängen wollte, so bildete die vereinte Anmuth ihrer Personen und ihrer Gemüther gewöhnlich die vollkommene Vision.

Unter den schönen Töchtern von Northumberland, welche dann und wann die Winterfestlichkeiten von Morewick Hall durch ihren Besuch verschönten, hatte sich niemals ein solches Wunder einer romantischen Phantasie gezeigt. Viele von ihnen waren schön, liebenswürdig und gewinnend, aber alle standen in seiner Meinung der intelligenten Cornelia oder der weichherzigen Alice nach, und wenn diese liebenswürdigen Schwestern ihn wegen seines unverwundbaren Herzens neckten, bekannte er sich gewöhnlich schuldig und erklärte, es sei zwischen brüderlicher Liebe zu ihnen und dem Wunsche nach künftiger Freundschaft mit dem verwandten Gemüthe eines Mannes getheilt.

Der Monat, den er in den schottischen Hoch-

landen zubrachte, verlieh ihm, wie er glaubte, dieses Kleinod in dem allseitig gebildeten Wharton. Der Herzog bewarb sich um sein Vertrauen. Und hätte er es wohl einem Manne von so hoher Gesinnung, von so bezaubernder Liebenswürdigkeit vorenthalten können? Nein, er liebte ihn, wie er später nur allzugeneigt war, die unwiderstehliche Otteline anzubeten, — mit aller seiner Phantasie, — mit allem Feuer zügelloser Begeisterung.

Sein Ideal von weiblicher Gestalt ward durch Das, was er bei seiner ersten Begegnung mit der Gräfin von Altheim sah, weit übertroffen, und nachdem das Bild vollkommener Schönheit sich einmal seinen Sinnen eingeprägt, ward es leicht, auch jedem Beweise von intellectueller Liebenswürdigkeit den Stempel des Glaubens aufzudrücken. Anfangs betrachtete er ihre tadellosen Züge und Umrisse mit wenig mehr als demselben befriedigten und erfreuten Geschmacke, mit dem er die bewundernswürdigen Formen italienischer Statuen zu betrachten pflegte, welche die Galerieen von Bamborough schmückten. Als aber diese Augen, schon an und für sich so schön, sich ihm mit einem Blicke zuwendeten, der ihre Seele in die seine übertrug, da schien das ätherische Feuer vom Himmel auf die schöne Statue herabgezuckt zu sein, und er fühlte seine Electricität in jeder Ader.

Eines Morgens nachdem die Kaiserin sich aus dem Salon zurückgezogen, blieb Louis auf ihren Befehl, um ein kurzes Resumè der eben stattgehabten Discussion niederzuschreiben. Die Gräfin von Altheim saß nicht weit von ihm und wartete auf das Memorandum, welches sie sodann ihrer Gebieterin zu bringen beauftragt war. Er verfolgte seine Aufgabe mit einem Fleiße, den weder die Kaiserin noch ihre Favoritin wünschten; aber er begann zu zittern, als er den Augen begegnete, die jetzt so freundlich ihm entgegenstrahlten, und unerklärlich wie die Gefühle waren, mit welchen er diese Ansprache an seine Empfindsamkeit begehrte und doch fürchtete, bebte er vor Schrecken zurück, als sein Herz ihm, wenn auch wie aus weiter Ferne, zuzuflüstern schien, daß er jetzt liebe!

Während er noch dasaß und emsig schrieb, die Augen auf das Papier geheftet, und während die schöne Otteline ihn mit einem Blicke betrachtete, welcher fast Entrüstung über seinen hartnäckigen Fleiß verrieth, öffnete sich die Thür und eine Dame in tiefer Trauerkleidung und beinahe ohnmächtig wankte auf eine Dienerin gestützt herein.

Die Gräfin blieb unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzen. Louis aber vergaß bei diesem mitleidenerregenden Anblicke das kaiserliche Boudoir und die

Geheimhaltung seiner Besuche in demselben, und eilte, die sprachlose Kranke nach einem Stuhle zu führen. In demselben Augenblicke erlangte Otteline ihre Geistesgegenwart wieder und näherte sich der trauernden Dame; aber diese hatte Louis bemerkt und schon seinen dargebotenen Arm mit mattem Lächeln angenommen.

So erreichte sie, auf ihn und ihre eigene Dienerin sich stützend, ein Sopha.

Die Gräfin näherte sich abermals und fragte im Tone der größten Ehrerbietung, aber mit unverkennbarem Aerger, was ihrer kaiserlichen Hoheit zugestoßen sei und wie es komme, daß sie diese Gemächer durch ihre hohe Gegenwart beehre?

Die Dienerin oder vielmehr Kammerdame antwortete für ihre Gebieterin, die immer noch mit geschlossenen Augen ihr Haupt an Louis' Schulter gelehnt hielt, ihre kaiserliche Hoheit, welche gehört, daß die Erzherzogin Maria Theresia nicht wohl sei, habe sich persönlich nach ihrem Befinden erkundigt, sei aber, nachdem sie das Gemach der Erzherzogin verlassen, plötzlich ohnmächtig geworden, und da sie sich in der Nähe der Altheim'schen Zimmer befunden, so sei sie hier eingetreten, in der Hoffnung, die Gräfin anzutreffen und etwas Eau de Cologne bekommen zu können.

Das gewünschte Wiederherstellungsmittel ward sogleich herbeigeschafft und die Kranke schlug bald darauf die Augen wieder auf und richtete sich empor. Die Kammerdame und die Gräfin wetteiferten nun miteinander in Glückwünschen, und während die Gräfin noch fernerweiten Gebrauch einiger kräftiger Essenzen anrieth, versuchte Louis, welcher hoffte, daß sein Beistand von der Kranken selbst unbemerkt geblieben sei, aus dem Zimmer zu schlüpfen. Die noch umdüsterten Augen der aus ihrer Ohnmacht Erwachten erhaschten aber dennoch einen Schimmer von seiner sich entfernenden Gestalt, und indem sie die Gräfin kurz unterbrach, befahl sie ihr, diesen Herrn wieder zurückzurufen, damit sie ihm für seine Dienste danken konne.

Otteline gehorchte, obschon man an ihrer veränderten Miene sah, daß sie es mit Widerwillen that. Indessen, er folgte dem sanften Rufe ihrer Stimme und näherte sich mit bescheidener Verbeugung dem Sopha.

Die Fürstin heftete ihre großen schwarzen Augen auf Louis' Gesicht und Gestalt, welche sie beide überraschten, weil sie am Hofe fremd waren und dennoch etwas so unverkennbar Distinguirtes besaßen, daß sie sofort überzeugt war, er gehöre keiner untergeordneten Klasse an.

„Mein Herr,“ sagte sie, „Ihre Artigkeit hat mir einen sehr guten Dienst geleistet und ich wünsche zu wissen, wem ich dafür verbunden bin?“

Er verneigte sich, aber in großer Verlegenheit. Es war ihm, als müßte seine Zunge sich spalten, wenn er die erste Lüge ausspräche, die er in seinem Leben auch nur angedeutet.

In der Meinung, dieses Schweigen habe seinen Grund in einem schmeichelhaften Respekte vor ihr selbst, wendete die Prinzessin sich lächelnd zu der Gräfin und fragte diese nach dem Namen ihres Freundes.

„Es ist der Chevalier von Pfaffenberg,“ entgegnete die Favoritin erröthend.

„Pfaffenberg!“ wiederholte die Prinzessin, „ich glaubte, diese Familie sei ausgestorben. Zuletzt waren noch zwei Brüder da, Ernst und Rudolph, — wessen Sohn ist er von diesen Beiden?“

Ihre Augen richteten diese Frage an Louis, dessen Verwirrung immer höher stieg, so daß er nicht emporzublicken wagte. Er that sogar einen Schritt nach der Thür, so unerträglich war ihm dieser ganze Auftritt. Otteline bemerkte, daß er die Farbe wechselte, und indem sie sich sofort zu der erlauchten Fragerin niederbeugte, flüsterte sie ihr Etwas in's Ohr.

Die Prinzessin hörte lächelnd zu, dann lachte

sie sogar und nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß sie verstünde. Sich dann zu Louis wendend, redete sie ihn abermals an.

„Chevalier,“ sagte sie, „ich will Sie nicht länger aufhalten. Ihre Höflichkeit würde dem besten Blute Deutschlands Ehre machen und ich werde mich freuen, bei erster Gelegenheit beweisen zu können, daß dies meine Meinung ist. Sie wissen, wo Sie mich suchen können, und wenn ich Ihnen in Etwas nützlich sein kann, so werden Sie mich jeden Tag dazu bereit finden.“

Sehr froh, weiteren Fragen überhoben zu sein, verneigte sich Louis nochmals ehrerbietig, aber immer noch schweigend, vor der Prinzessin und eilte dann aus dem Zimmer.

Bei seiner Rückkehr zu dem Sieur enthielt er sich, ihn in seinem gegenwärtigen, immer noch nicht gefahrlosen Zustande dadurch auf die Folter zu spannen, daß er ihn errathen ließ, wer die Dame gewesen sein konnte, die seinen Secretair in dem Privatsalon der Kaiserin zu so ungelegener Zeit überrascht und ob dieser Zufall Störungen für ihr Unternehmen herbeiführen oder als ein bloßer gleichgültiger Umstand vorübergehen werde.

Der vornehmen Kranken selbst würde Louis keinen zweiten Gedanken gewidmet haben, nachdem er

ihr den Beistand geleistet, den er ihrem Geschlechte und ihrer Hülflosigkeit schuldig war, seine Dankbarkeit aber für die rasche Aufmerksamkeit oder vielmehr intuitive Kenntniß seiner Gefühle, welche die Gräfin an den Tag gelegt, hielt die ganze Scene während der Nacht in seiner Erinnerung gegenwärtig und erfüllte ihn mit Ungeduld für den Morgen, wo er ihr, wenn auch stumm, sein Dankgefühl auf irgend eine Weise zu erkennen geben könnte.

Er ging am nächstfolgenden Tage zeitiger als gewöhnlich nach dem Palaste, sowohl um sich bei der Kaiserin zu entschuldigen, daß er sein Memorandum unvollendet gelassen, als auch um einige Minuten zu gewinnen, um der liebenswürdigen Favoritin das Gefühl auszudrücken, welches ihre Güte ihm eingeflößt.

Freilich konnte dies nur im Allgemeinen geschehen, denn hätte er sich in speziellere Erörterungen einlassen wollen, so hätte er sagen müssen, daß er nicht der Chevalier von Pfaffenberg sei, — und warum wünschte er sie allein anzutreffen?

Er war sich selbst nicht darüber klar, weshalb diese Hoffnung ihn vorwärts trieb; aber ganz gewiß fühlte er, während er über den stattgehabten Auftritt nachdachte, eine Wärme in seiner Brust, die sein Wesen höher erhob als alles Entzücken, welches die

mannigfachen Reize der schönen Otteline vorher erweckt.

Er fand, was er wünschte. Otteline war allein, aber in ungewöhnlich nachdenklicher Stimmung. Sie stützte, als er eintrat, den Kopf auf den Arm und ihre schönen Augen schienen geweint zu haben.

Sie erschrak ein wenig, als sie ihn erblickte, stand schnell auf, wie um den Kummer zu verbergen, der auf ihrer Stirn geschrieben stand, und sagte einige freundliche Worte des Grußes. Dieser widersprechende Ausdruck ihres Gesichtes entging nicht dem wachsamen Auge der aufkeimenden Leidenschaft. Er wagte, die Befürchtung auszusprechen, daß sie nicht wohl, oder daß sonst Etwas vorgefallen sei, was ihre Ruhe gestört habe.

„Nein, es ist Nichts," entgegnete sie.

Er sah sie ungläubig an und sie setzte mit einem durch einen Seufzer gedämpften Lächeln hinzu:

„Chevalier, wenn Sie Ihre Ruhe bewahren wollen, so suchen Sie niemals die Launen eines Weibes zu erforschen."

„Es ist also die Laune einer Frau, die jetzt die Ihrige stört?" rief er. „Die Kaiserin kann doch unmöglich einer Person, die sie so innig liebt, Etwas zu Leide gethan haben?"

„Die Kaiserin nicht," entgegnete die Gräfin

eifrig, als ob ihr daran läge, ihre Wohlthäterin gegen jede Beschuldigung zu verwahren. „Wohl aber die Kurfürstin von Baiern, sie, der Sie gestern so unglücklicherweise in diesem Zimmer hülfreiche Hand leisteten. Diese ist es, von der ich eine Beleidigung habe erdulden müssen.“

„Eine Beleidigung!“ wiederholte Louis, „wie kann Jemand wagen, Sie zu beleidigen?“

„Ich wünschte, es wäre nicht der Fall,“ entgegnete die Gräfin, „es sind aber viele Ursachen vorhanden, welche mich für diese boshafte Prinzessin zu einem Gegenstande des Neides machen, und nun hat sie triumphirt.“

„Aber ich muß nochmals sagen: Es ist unmöglich!“ rief er, „denn wie kann sie oder sonst ein Weib über die Gräfin von Altheim triumphiren? Ihre Tugenden —“

„Diese sind allerdings mein,“ unterbrach sie ihn, indem sie die Augen zu Boden schlug, „aber mein Ruf ist nicht mein, denn der gestrige Tag gab ihn in ihre Gewalt.“

Eine Ahnung von Dem, was die Gräfin nicht hinzufügen wollte, erwachte in ihrem Zuhörer.

„Wie? — Nein, nein!“ rief er.

Sie blickte in reizender Verwirrung auf und entgegnete in lebhaftem Tone:

„Sie erschrecken, Chevalier! Dazu ist kein Grund vorhanden. Halten Sie es für eine Laune von mir, wenn Sie wollen, und sprechen wir von etwas Anderem. Es wäre Unrecht von mir, wenn ich auch Ihnen die frohe Stimmung rauben wollte.“

Diese großmüthige Gesinnung reizte ihn nur noch mehr, darauf zu bestehen, die Ursache ihres schlecht verhehlten Unmuths zu erfahren, und er beschwor sie mit neuem Eifer, ihm blos zu erklären, was sie damit habe sagen wollen, daß der gestrige Tag ihren Ruf in die Macht der Kurfürstin von Baiern gegeben habe.

Mit einem Gemische von Ernst und Schalkhaftigkeit versuchte die Gräfin nochmals seiner Frage auszuweichen, es geschah dies aber auf eine Weise, welche seinen Argwohn, daß diese Frage auch ihn berühre, mehr aufstacheln als beschwichtigen mußte, und deshalb glaubte er sich durch seine Ehre aufgefordert, eine Erklärung zu verlangen, die zugleich der Wunsch seines Herzens war.

„Es war eine Schwäche von mir,“ sagte sie, „daß ich mir überhaupt Etwas davon gegen Sie merken ließ, denn Sie werden es für Unsinn halten, wenn Sie es hören. Aber das Zartgefühl eines Weibes ist gar so empfindlich.“

„Wir werden ja sehen," entgegnete Louis, indem er sich zu lächeln zwang.

„Nundenn, so mögen die Folgen über Ihr eigenes hartnäckiges Haupt kommen," sagte sie mit einem zärtlich schalkhaften Blicke. Unmittelbar darauf jedoch schlug sie die Augen wieder nieder, als ob sie fürchtete, daß dieselben zu viel gesagt hätten, und fuhr in demselben heiteren Tone fort:

„Als ich meiner kaiserlichen Gebieterin von dem so ungelegen gekommenen Unwohlsein der Kurfürstin von Baiern erzählte, befahl mir ihre Majestät, noch dieselbe Nacht der Kurfürstin einen Besuch abzustatten und mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ich fand ihre Hoheit ohne eine Spur von Unwohlsein auf ihrer gewohnten geräuschvollen Laune und begierig, jeden neuen Gegenstand zu ergreifen, um sich darüber lustig zu machen. Kaum hatte ich mich meines Auftrages entledigt, so begann sie mich mit Ihnen zu necken und that eine Menge Fragen in Bezug auf den Zweck Ihrer Anwesenheit in meinen Gemächern, über Ihre Familie und Ihre Lebensaussichten, so daß ich zuletzt nicht mehr wußte, was ich sagen sollte."

Die Gräfin schwieg und erwartete, daß Louis Etwas entgegnen sollte; aber er war keiner Antwort fähig und erröthete nur immer mehr.

Sie blickte flüchtig zu ihm auf und hob in sanftem Tone wieder an:

„Ich hätte mit der spottsüchtigen Kurfürstin vielleicht doch fertig werden können, wenn meine Verlegenheit nicht sofort von dem muthwilligen Herzoge von Wharton bemerkt worden wäre, der während dieser ganzen Zeit lachend dabei stand und die Kurfürstin zu immer neuen nach ihrer Meinung witzigen Bemerkungen ermuthigte.“

Eine neue Ahnung erwachte in Louis' Gemüthe, und unwillkürlich die Augen auf den Boden heftend sagte er lächelnd:

„Und was sagte denn der Herzog von Wharton?“

Hätte Louis gewagt, einen Blick in die Höhe zu thun, so würde er bemerkt haben, daß die Augen der Gräfin forschend auf sein Gesicht geheftet waren, während der berechnende Ton ihrer Stimme nur eine heitere Verachtung der Neckerei auszudrücken schien, von der sie erzählte.

„Er war mit der Kurfürstin allein, als ich angemeldet ward,“ entgegnete sie, „und dies gab ihr Gelegenheit, ihre Witzeleien damit zu beginnen, daß sie ihm ziemlich laut zuflüsterte, ich würde sie nicht verrathen, denn sie habe mich erst heute Morgen bei einem tête-à-tête überrascht, und zwar mit einem — Ich will nicht den Namen wiederholen, welchen sie

Ihnen gab, derselbe erregte aber die Neugier des Herzogs und dann schilderte sie Ihre Person so genau, als ob Sie zu Ihrem Portrait gesessen hätten. Während sie so im Zuge war, lachte der Herzog, als ob er den Verstand verloren hätte, und als die Kurfürstin Sie endlich als den Chevalier von Pfaffenberg nannte, ward sein Gelächter geradezu krampfhaft, so daß die Kurfürstin selbst darüber erstaunte. Nun begann ein Kreuz- und Querfragen, und ich ward so in die Enge getrieben, daß ich, da ich doch nicht das Geheimniß meiner Gebieterin verrathen, und erklären konnte, daß Ihre Besuche ihr gälten; — denn daß Ihre Besuche regelmäßig geschähen, hatte der Herzog von Wharton bereits entdeckt, — mich endlich genöthigt sah, den hämischen Andeutungen der Kurfürstin, daß diese Besuche mir gälten, nicht weiter zu widersprechen. Anfangs bekämpfte ich diese Beschuldigung," setzte die Gräfin hinzu, als sie in Louis' Zügen Etwas bemerkte, was mehr erwachendes Mißvergnügen als angenehme Empfindungen verrieth; „ich versuchte zu behaupten, Ihre Gegenwart sei rein zufällig gewesen, der Herzog von Wharton aber rief mit schalkhaftem Gelächter: „Ich bin Astrolog, Madame, und weiß, daß der Zufall nicht diesen Sohn Latona's bei Tages- und bei Nachtzeit und zu jeder andern Zeit, welche Ihnen beliebt, nach einem gewissen

Palaste führt. Von welcher Art sein Vorhaben dabei ist, das zu verrathen, verbietet mir die Discretion."

Ueberzeugt, daß Wharton ihn in der That in der Beschreibung der Kurfürstin erkannt, und entrüstet, daß der Freund, von welchem er Nichts als Großmuth erwartet, auf diese Weise mit einer Situation spielte, die, wie er doch nothwendig einsehen mußte, verborgen bleiben sollte, entgegnete Louis unmuthig:

„Aber Sie setzten doch dieser Frivolität die Verachtung entgegen, die sie verdiente?

„Ich versuchte es," entgegnete sie, indem sie wieder in ihre schmerzlichernste Stimmung zurückzuverfallen schien. „Der Spott des Herzogs aber und die Kenntniß, die er von allen Ihren Schritten zu haben schien, machte mich besorgt um das Geheimniß der Kaiserin, und welche grausame Alternative blieb mir übrig, da die Kurfürstin alle diese Besuche auf meine Rechnung brachte und Bemerkungen daran knüpfte, die ich unmöglich wiederholen kann."

Ihr Auge begegnete den Blitzen, welche aus denen ihrers Zuhörers sprüheten, und sie erhob sich von ihrem Stuhle. Er stand regungslos vor Entrüstung da. Endlich rief er, nur mit Mühe die Worte über seine bebenden Lippen bringend:

„Gräfin, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, wie die Kurfürstin, — wie der Herzog von Wharton es wagen konnten, Ihren Ruf und meine Gegenwart auf verläumderische Weise mit einander in Verbindung zu bringen, und ich werde Mittel und Wege finden, sie Lügen zu strafen.“

„O nein,“ entgegnete sie, „Sie dürfen nicht Etwas Lügen strafen wollen, was die Pflicht gegen meine kaiserliche Herrin mir nicht erlauben würde, in Abrede zu stellen.“

Louis glaubte sie nicht verstanden zu haben und er sagte das. Sie wiederholte aber blos, was sie schon gesagt, und versicherte ihm mit steigender Bewegung, daß bei der Liebe, welche sie zur Kaiserin hege, ihr Leben das geringste Opfer sei, welches sie bringen würde, um das Interesse ihrer Gebieterin zu wahren.

Er schaute sie mit zweifelnder Bewunderung an.

„Aber die Verläumdung Ihres guten Namens zu dulden, das kann niemals die Pflicht Ihres Geschlechtes sein,“ rief er. „Der Mann kann den ihm angethanen Schimpf wieder abwaschen; das Weib aber kann dies nie, und wenn ich, obgleich unschuldig, mit dazu beigetragen habe, Ihre Ehre zu verdächtigen, so sage ich nochmals, ich will diese Verläumdung mit Gefahr meines Lebens Lügen strafen.

„Das kann blos zwischen Mann und Mann geschehen,“ sagte die Gräfin in gefaßtem Tone, obschon sie bei sich selbst die möglichen Folgen eines Duells zwischen ihrem Anbeter und dem Herzoge fürchtete. „Hier aber,“ fuhr sie fort, „ging die Veranlassung von dem andern Geschlechte aus. Der Herzog von Wharton ergötzte sich blos an meiner Verwirrung, nachdem die Kurfürstin sich erlaubt hatte, mich zur Zielscheibe ihrer Angriffe zu machen. Aber selbst wenn dem nicht so wäre, so steht eine gewaltthätige Vertheidigung meiner Ehre nicht in Ihrer Macht. Ihr Leben, Chevalier,“ setzte sie hinzu, indem sie ihre Augen auf ihn wendete, „ist Ihr Eigenthum und Sie können es opfern. Dies ist aber nicht der Fall mit dem Leben des Sieur Ignatius, eben so wenig wie mit der Ehre des Barons von Ripperda und dem Wohle der Kaiserin Elisabeth, sowohl in politischer als in persönlicher Beziehung. Diese und die andern wichtigen Interessen, die Ihnen ja hinreichend bekannt sind, hängen alle davon ab, daß der Zweck Ihrer Besuche in diesen Gemächern vor der Kurfürstin von Baiern und ihren Rathgebern geheim gehalten werde. Sie können hier nur aus einem von zwei Gründen Zutritt haben, — entweder um mich zu besuchen oder die Kaiserin. Und als ich, wie schon bemerkt, mich von der Kurfürstin in die Enge getrieben

sah, war ich, um nicht meine Gebieterin zu verrathen, genöthigt," — sie wendete erröthend das Antlitz ab, während sie hinzusetzte, „den Verdacht, welcher mir die Thränen entlockte, wobei sie mich überraschten, nicht blos nicht in Abrede zu stellen, sondern geradezu zu bestätigen."

Louis stand wie angewurzelt, als er diese letzte Mittheilung vernahm. Als er aber sah, daß die Thränen von Neuem ihren Augen entströmten, während sie sich von ihm entfernte, um das Zimmer zu verlassen, eilte er ihr nach, faßte sie am Kleide und bat sie in aufgeregtem Tone, zu bleiben und ihm Gehör zu schenken.

Sie drehete sich mit sanft vorwurfsvollem Blicke wieder herum, aus ihren Augen strahlte eine auflösende Zärtlichkeit, die ihn mit einem Male aller Ueberlegung beraubte. Er wußte nicht, was er sagte und was er gestand, bis er sah, daß er ihre Hand an seine Lippen drückte und sie sagen hörte:

„Nun brauche ich nicht zu erröthen, wenn ich meine Augen dem einzigen Wege zuwende, der meinen guten Ruf wiederherstellen kann!"

Sie sagte dieß mit bezauberndem Lächeln und setzte hinzu:

„Dies wird die verläumderische Anklage unserer Gegnerin Lügen strafen, ohne die Sache ihrer kaiser-

lichen Nebenbuhlerin zu verrathen oder ein Leben in Gefahr zu bringen, welches mir vielleicht allzu kostbar ist!“

Ehe er noch antworten konnte, hörte sie die Schritte Elisabeth's in dem Nebenzimmer, und ihre Hand aus der seinen losmachend, verschwand sie durch das Treibhaus. Er war in so großer Aufregung, als die Kaiserin eintrat, daß sie es bemerkte, gleichwohl aber, die Ursache errathend, keine Notiz davon nahm. Ihrer Günstlingin in dieser ihrer persönlichen Angelegenheit vollständigen Erfolg wünschend, machte sie das politische Geschäft mit einigen wenigen Worten ab und nahm Louis' Entschuldigung wegen des unvollendet gebliebenen Protokoll's des vorigen Tages gnädig an.

Auf dem Wege nach dem alten Schlosse, wo er einige Abschriften fertig zu machen hatte, ehe er in das Colleg zurückkehrte, versuchte er über das Vorgefallene nachzudenken; aber Alles in seinem Innern war wilder Tumult. Die Stunden seiner Arbeit und seines Nachdenkens waren dieselben und er vermochte nicht den seltsamen Wirbelwind zu beschwichtigen, welcher in seinem Gemüthe tobte. Immer und immer wieder rief er die Einzelnheiten des stattgehabten Auftritts vor den Richterstuhl seines Urtheils; aber sie erschienen in so mangelhaften Ge-

stalten, daß er Nichts auf Gewißheit zurückführen konnte und sich ihm Nichts darbot, worauf er im Stande war, die Hand zu legen und zu sagen: Es ist so.

Bald erglühte er vor Entrüstung gegen die Rolle, welche der Herzog von Wharton hierbei gespielt, und gleich darauf klagte er das widrige Schicksal an, welches ihn genöthigt, durch sein anscheinend beleidigendes Benehmen in der Galerie des Palastes den Groll des Herzogs zu verdienen. Dann beleuchtete seine plötzlich aufflammende Phantasie die himmlischen Reize des herrlichen Wesens, dessen widerstandlose Hand er an seine Lippen, an sein Herz gedrückt. Er fühlte den Strahl ihrer Augen bis in die innersten Tiefen seines Herzens dringen; aber dennoch fühlte er auch, daß dieses Herz seinem oft wiederholten Ausrufe: „Sie liebt mich und ich bin glücklich!“ nicht ganz beistimmte.

Er empfand nicht jene augenblickliche Verschmelzung der Geister, jene unaussprechliche Gemeinschaft des Herzens mit dem Herzen und der Seele mit der Seele, welche, wie er stets geglaubt, das Unterpfand der wechselseitigen Liebe ist, jenes Geheimniß der Seele, die selbst auf Erden ihre unsterbliche Natur behauptet! Die schöne Otteline war für ihn noch eine schöne Erscheinung, — ein Idol, welches Anbetung

verlangte; aber er empfand nicht jenes Gefühl vollkommener Sympathie, welches in ihrer Nähe sein ganzes Sein durchzuckend ihn hätte drängen sollen, laut auszurufen:

„Ich liebe sie und sie allein!“

Unzufrieden mit sich selbst über diese Ungenügsamkeit, während er doch ganz Entzücken hätte sein sollen, vernahm er den Stundenschlag, der ihn zu dem Sieur rief mit den Empfindungen eines Menschen, welcher einen Traum hat, aus dem er vielleicht froh ist zu erwachen.

Drittes Kapitel.

Die kaiserlichen Corridors.

Als Louis in den Kreuzgang kam, welcher nach dem Zimmer des Sieurs führte, begegnete er Martini, der auf ihn zugeeilt kam.

„Gut, daß Sie kommen, Signor!" rief er. „Eben wollte ich Sie holen. Im Zimmer meines Herrn geht es ziemlich lebhaft zu."

„Es ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen?" fragte Louis, der sich nicht der Befürchtung erwehren konnte, daß aus seiner unglücklichen Ueberraschung in den Altheim'schen Gemächern irgend eine schlimme Folge hervorgegangen sei.

„So viel ich weiß, ist dies nicht der Fall," rief Martini, „aber ein wenig Bewegung mehr als gewöhnlich stimmt mich alle Mal heiter. Ich liebe es, wenn es ein wenig lebendig zugeht, und mein

Herr streitet sich schon seit zwei Stunden mit einem gestiefelten und gespornten Menschen herum."

Immer noch eine von der boshaften Churfürstin angezettelte Blosstellung fürchtend, setzte Louis in ziemlich banger Stimmung seinen Weg nach dem Zimmer des Sieurs weiter fort. Er fand diesen auf seinem Lager mit dem von geöffneten Packeten bedeckten Tische davor, während ein Mann in Courier-kleidern neben ihm stand.

Nicht weit davon standen noch zwei andere Reisende. Der Courier redete in italienischer Sprache sehr angelegentlich und eifrig. Ignatius hörte mit seiner gewöhnlichen stolzen Aufmerksamkeit zu; als aber sein wachsames Auge die Gestalt Louis' erblickte, der hinter einem dunkeln Vorhange, welcher die Gemächer trennte, vortrat, hielt er mit befehlender Geberde die Hand gegen den Sprecher empor, welcher sofort verstummte.

„Louis," sagte der Sieur, indem er seinen Schüler in deutscher Sprache anredete, „hier sind Nachrichten aus Madrid, die im Stande wären, mich aus dem Grabe zu erwecken, wenn die Dolche meiner Feinde scharf genug gewesen wären, mich in dasselbe zu stürzen. Frankreich, dessen Fesseln für das Herz des Königs von Spanien so verderblich waren, hat den Knoten selbst durchgehauen und zwar

durch einen so unwürdigen Streich, daß selbst der parteiliche König keine Entschuldigung dafür finden kann."

Louis' Herz fühlte sich sofort von den bangen Befürchtungen befreit, mit denen er eingetreten war, und sein Antlitz spiegelte den frohen Ausdruck zurück, welcher in Ignatius' Augen glänzte.

Der Sieur befahl hierauf dem Courier, sich zu entfernen, bis er ihn wieder rufen ließe. Die beiden andern Reisenden gehorchten ebenfalls dem Winke seiner Hand, während er ihnen zugleich in spanischer Sprache befahl, sich Martini's Obhut anzuvertrauen.

Als das Zimmer so weit leer war, winkte der Sieur mit weniger zurückhaltender Miene Louis, näher zu treten, und sprach sich nun weitläufig über die Umstände aus, welche diesen plötzlichen Bruch zwischen den Höfen von Versailles und San Ildefonso herbei geführt hatten.

Während der Regentschaft des Herzogs von Orleans war ein Heirathstractat zwischen dem jungen Könige von Frankreich, Ludwig dem Fünfzehnten, und Philipp's Tochter, der Infantin Maria Anna, damals noch ein pures Kind, abgeschlossen worden.

Der Sitte der damaligen Zeit gemäß ward sie nach Paris geschickt, um dort eine Erziehung zu erhalten, wie sie der künftigen Gemahlin eines fran-

zösischen Monarchen geziemte, und in einem gewissen Alter sollte sie feierlich verlobt werden. Nach dem Tode des Herzogs von Orleans und der Beförderung des Herzogs von Bourbon zu den Functionen des Premierministers aber schien das französische Cabinet seine Maßregeln in Bezug auf Spanien zu ändern. Wenigstens wurden allerhand Uebergriffe gemacht, welche den Verdacht der Gemahlin Philipp's erweckten, und sie suchte daher die Eifersucht ihres Gatten gegen den neuen Minister zu erregen.

Mit Vorliebe an dem Hause hängend, aus welchem er hervorgegangen, und geneigt, alle Schritte desselben zum Besten auszulegen, ließ der königliche Enkel Ludwigs des Vierzehnten sich nicht so leicht überzeugen, daß der Herzog von Bourbon bei seiner Politik das Interesse Spaniens niemals berücksichtige. Einige Vorgänge jedoch, die in ihrem Principe und ihrer Tendenz mehr als zweifelhaft waren, bewogen König Philipp endlich, die Möglichkeit zuzugeben, daß er seinen französischen Verwandten allzu blindlings vertraue, und nach vielen Vorstellungen von Seiten des Barons von Ripperda und Bitten von Seiten der Königin ließ er sich überreden, den Vergrößerungsgelüsten Frankreichs durch Anknüpfung einer geheimen Unterhandlung mit Oesterreich ein Gegengewicht zu bieten.

Immer noch jedoch konnte Philipp sich der Parteilichkeit für sein Geburtsland nicht erwehren und erregte dadurch große Unruhe in den Gemüthern der Königin und des Barons, unter deren Auspicien die geheimnißvolle Gesandtschaft sich auf den Weg machte. Während die Unterhandlung rasch ihren Weg ging, ließ der König oft Winke über die Folgen der Uebereilung fallen, und oft sahen seine Gemahlin und ihr Rathgeber sich veranlaßt, zu fürchten, daß er am Ende dem Resultate ihrer Bemühungen seine öffentliche Sanction verweigern und dadurch sie und ihre Sache im höchsten Grade compromittiren würde.

Der Herzog von Bourbon handelte allerdings sowohl in politischer als in persönlicher Beziehung nach ganz anderen Prinzipien, als der Herzog von Orleans, welcher sich veranlaßt gesehen, ein neues Band der Allianz zwischen den königlichen Familien von Spanien und Frankreich hervorzubringen. Die spanische Heirath war ihm durchaus zuwider, und überdies mußten noch viele Jahre verstreichen, ehe die Infantin mannbar ward, und die Gesundheit des ihr bestimmten Bräutigams war so unsicher, daß es nicht ganz unwahrscheinlich war, daß sein Tod mittlerweile die königliche Erbfolge auf das Haus Orleans übergehen lassen würde.

Dies wäre für diese ehrgeizige Familie eine

Erhöhung gewesen, welche der nicht weniger ehrgeizige Herzog von Bourbon nicht ruhig mit ansehen konnte, und gerade zu dieser Zeit erschien der Herzog von Wharton, als ob er ausdrücklich von einem bösen Dämon hierher gesendet worden wäre, um die beiden großen Häupter des Hauses Bourbon mit einander in dauernde Feindschaft zu verflechten.

Er sprach die Vermuthung aus, daß zwischen den Höfen von Spanien und Oesterreich etwas Heimliches vorgehe, und nachdem er die Bestätigung seines Verdachts gefunden, reis'te er wenige Tage nach seiner Begegnung mit Louis de Montemar an der Donau von Wien nach Paris ab. Hier theilte er dem Herzoge von Bourbon Alles mit, was er entdeckt, und trieb ihn an, seinen Zweig des königlichen Stammes nicht von dem der Orleans- oder Spaniens überwuchern zu lassen, sondern sofort eine von der seines Vorgängers ganz verschiedene Politik einzuschlagen.

Als ersten Schritt beantragte er eine Vermählung des jungen Königs mit einer Prinzessin von reiferen Jahren als die spanische Infantin. Bourbon ging auf diese Idee, welche schon ohnedies in ihm selbst aufgestiegen war, bereitwillig ein, und als die beiden Herzöge sich mit einander beriethen, wer diese Prinzessin sein solle, fiel ihre Wahl auf

Maria, die schöne Tochter des Exkönigs von Polen, Stanislaus Leszczynski.

Wharton unternahm es, seine jugendliche Majestät auf diese Alternative vorzubereiten, und der gelehrige Monarch ließ sich sehr leicht überreden, eine Braut, die noch auf der Schulbank saß, mit einer blühenden, jungen, hochgebildeten, reizenden, erwachsenen Dame zu vertauschen.

Wharton's Absichten bei diesem Manöver waren noch immer auf sein Lieblingsproject gerichtet, die Stuarts wieder auf den Thron zu bringen, die vor einigen Jahren, während sie als Flüchtlinge in Paris lebten, ebenfalls durch ein Heirathsbündniß mit einer polnischen Prinzessin in diese Verwandtschaft eingetreten waren.

Gegenwärtig waren Frankreich, Spanien und Oesterreich, eins wie das andere, der Sache der Stuarts gänzlich entfremdet. Dadurch, daß er einen Bruch zwischen den beiden erstern Mächten hervorrief, theilte Wharton ihre Interesse, brachte ihre Alliirten in eine schiefe Stellung und warf nothwendiger Weise Frankreich wieder in die Wagschale der Ansprüche der Stuarts und des Hauses Baiern.

Philipp hatte sich für Georg von Braunschweig erklärt und stand auf dem Punkte, die pragmatische Sanction zu unterzeichnen. Dies wußte Wharton

und dadurch, daß er die Gegner der letztern Thronfolge mit den politischen Nebenbuhlern Englands vermischte, kehrte er nach Wien mit einer versprochenen Vermehrung seiner Partei zurück, die ihn in dem Rathe der bairischen allmächtig machte.

Um jede Opposition gegen die beantragte königliche Vermählung durch Gegenvorstellungen von Seiten Spaniens zu verhindern, verfolgte, sobald der Herzog von Wharton Paris verlassen — welches er that, nachdem er sich gestellt, als habe er blos der Königin Witwe in St. Germain einen Besuch abgestattet — der Herzog von Bourbon den Vortheil, den Ersterer ihm errungen, weiter und überredete den König, die Infantin, ohne erst vorher ihre Eltern davon in Kenntniß zu setzen, wieder nach Madrid zurückzuschicken.

Sie ward von einer Ehrendame und einem würdigen Geistlichen begleitet, der unterwegs ihr Beschützer sein und dem Könige und der Königin von Spanien eine angemessene Entschuldigung wegen der Dringlichkeit des Falles vortragen sollte.

Als der Abt und seine junge Pflegebefohlene so unerwartet in dem königlichen Palaste des spanischen Herrscherpaares erschienen, war der gute Priester viel zu aufgeregt, als daß er seine Instructionen mit der diplomatischen Würde, die ihm zur Pflicht gemacht worden, hätte ausführen können. Er fiel

sofort auf die Kniee nieder und stammelte verwirrt und angstvoll her was er zu sagen hatte.

Das Erstaunen und der Kummer Philipp's verriethen sich blos durch stumme Thränen, die Königin dagegen brach in laute Wuth und Schmähungen aus. Als der Abt ihr die ihm mitgegebenen Briefe überreichen wollte, schlug sie ihm dieselben aus der Hand, riß das Portrait Ludwigs des Fünfzehnten von ihrem Armbande und trat es mit Füßen.

Nun gerieth Alles in Aufruhr. Der französische Gesandte und jeder französische Consul an der Küste erhielten Befehl, das spanische Gebiet ohne Verzug zu verlassen, und als Philipp endlich Worte fand, um seinem Gefühle der Beleidigung, die er von der Hand empfangen, welcher er am meisten vertraut, Ausdruck zu geben, erklärte er, er werde sich nie eher mit Frankreich wieder aussöhnen, als bis der Herzog von Bourbon in Madrid erschiene und ihn auf den Knieen um Verzeihung bäte.

„Ha," rief die Königin, „es soll nicht lange dauern, so soll dieser französische Cyclop die Pfeile mehr als eines Königs in seinem Auge fühlen."*)

Und um ihre Drohung wahr zu machen, sen-

*) Der Herzog von Bourbon war nicht blos sehr häßlich, sondern auch einäugig.

dete sie sofort einen zuverlässigen Boten an Ignatius und gab ihm Vollmacht, alle streitige Punkte, welche die Unterhandlung bis jetzt verzögert, aufzugeben und um jeden Preis eine Vermählung zwischen ihrem Sohne Don Carlos und der Erzherzogin Maria Theresia, der präsumtiven Erbin der kaiserlichen Krone, zu Stande zu bringen.

Außerdem folgten noch einige andere durch die Politik Ripperda's gebotene Instructionen, welche, wenn sie durchgeführt werden konnten, Spanien und Oesterreich in noch höherem Grade das Uebergewicht der Macht verleihen und die französische Nation dahin bringen mußten, wohin die Königin das Portrait ihres Monarchen geschleudert — zu ihren Füßen.

Louis de Montemar verbrachte mehrere Stunden in eifriger Unterredung mit dem Sieur über diese Ereignisse, über die Umstände, welche dazu geführt — obschon Wharton's Antheil an der leitenden Bewegung damals noch nicht bekannt war —; über die nächstfolgenden Instructionen von den spanischen Souverainen, und dann beriethen sie, wie viel von diesem Ganzen Louis der Kaiserin und ihrem Minister, während er das verlangte Zugeständniß machte, mittheilen sollte, damit es immer noch scheinen möchte, als ob Spanien nicht nothgedrungen, sondern freiwillig nachgäbe.

„Sie müssen noch heute Abend mit Zinzendorf die Präliminarien ordnen," sagte der Sieur, „morgen jedoch muß ich, und wenn ich in meiner Sänfte oder auf der Leichenbahre zurückkehren sollte, mit der Kaiserin selbst sprechen. Wenn der Triumphbogen bereit ist," setzte er mit jenem Lächeln hinzu, welches zuweilen wie ein Meteor über sein dunkles Antlitz zuckte, „dann ist der verwundete Sieger seiner Ehren nicht würdig, wenn er ihn nicht passirt, könnte es auch nicht anders als mit Gefahr seines Lebens geschehen."

Louis gab durch ein gleich heiteres Lächeln seine Zustimmung zu der Bemerkung des Sieur zu erkennen, und bald darauf erinnerte ihn die Glocke des Collegs, daß die Zeit seiner Audienz mit dem Kanzler herannahete.

Als er aufstand, um diesem Rufe zu gehorchen, legte Ignatius die Feder, mit welcher er eben fleißig begonnen hatte zu schreiben, nieder und befahl ihm, sich den nächsten Morgen mit Tagesanbruch wieder bei ihm einzufinden.

„Der morgende Tag," setzte er hinzu, „ist der Vater der Geschichte Europa's auf viele Jahre hinaus und die entscheidende Epoche Ihres eigenen Schicksals."

Die gewöhnliche Zeit, zu welcher Louis den

Kanzler Zinzendorf besuchte, war eine Stunde vor Mitternacht, unmittelbar nachdem seine Excellenz den Spieltisch des Kaisers verlassen, und da in Folge der vielfachen neuen Mittheilungen, die er dem Minister heute zu machen hatte, diese Conferenz nothwendig viel länger dauerte als gewöhnlich, so war es schon Ein Uhr nach Mitternacht, ehe er die Gemächer des Kanzlers wieder verließ.

Schnell davoneilend, um zu einer so ungewöhnlichen Stunde die inneren Galerieen des Palastes bald hinter sich zu haben, rannte er bei dem raschen Einbiegen in die große erleuchtete Rotunde, in welche die meisten Corridors ausliefen, heftig gegen einen in einen prachtvollen Pelz gehüllten Mann an.

Er blickte auf, um sich zu entschuldigen, und sah den Herzog von Wharton. Er prallte zurück wie von einem elektrischen Schlage getroffen, aber Wharton hielt ihn am Arme fest. Mit abgewendetem Gesichte, während doch sein Herz sich sehnte, den Freund zu umarmen, dessen Nähe und Berührung alle grollende Erinnerungen verbannte, machte Louis eine zweite vergebliche Bewegung, sich loszureißen, während der Herzog in freundlich-heiterem Tone rief:

„Ah, habe ich Sie endlich, Chevalier Pfaffenberg! und wenn Sie der Chevalier Proteus selbst

wären, so sollen Sie diesen zehn Fingern nicht entschlüpfen!"

Indem er dies sagte, schlang er seinen andern Arm um die Taille seines Freundes und hielt ihn auch bei der andern Hand fest.

„Lassen Sie mich los, Herzog von Wharton," rief Louis, der sich nun seines doppelten, Ignatius und der Kaiserin gegebenen Versprechens erinnerte und sich bemühete, jene im Zimmer der Churfürstin gefallene Aeußerungen, die seine Entrüstung so sehr erregt hatten, sich wieder in's Gedächtniß zurück zu rufen. „Dies ist eine Freiheit —"

„Welche zwischen Freunden Nichts zu sagen hat," unterbrach ihn der Herzog in demselben heiteren Tone. „Wenn wir aber Feinde sind, so bin ich ein zu alter Soldat, als daß ich einen Gefangenen loslassen sollte, der mir die Gurgel abschneiden möchte."

„Herzog von Wharton," entgegnete Louis, der schon fürchtete, diesem so beredten, liebenswürdigen Tone nicht lange Widerstand leisten zu können, „wenn Sie sehen, daß ich Sie zu meiden wünsche, so ist es wenigstens nicht edelmüthig von Ihnen, mich auf diese Weise aufzuhalten. Bei der Freundschaft, die Sie von mir beanspruchen und die ich Ihnen auch widme, bitte ich Sie, mich gehen zu lassen! Es

wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen für Ihre Rücksicht danken werde."

„Sie wollen mir für Etwas danken, worauf ich keine Ansprüche mache. In diesem stürmischen Leben können weder zerschlagene Köpfe noch gebrochene Herzen durch das Versprechen einer Salbe geheilt werden, und deßhalb werden Sie mich entschuldigen, wenn ich das Gute behalte, welches die Götter mir schicken!"

Louis sträubte sich, sein Herz kämpfte mit sich selbst, während er zugleich in den Armen ruhete, die ihn gefangen hielten.

„Sie haben meine Handschrift gegen diese egoistische Welt," hob der Herzog wieder an; „kommen Sie daher mit mir, lieber Montemar, und von welcher Art auch Ihre geheimen Dienste hier sein mögen, so sollen sie in meiner Brust eben so sicher sein als in der Ihren."

Louis erklärte angstvoll nach Athem keuchend, daß er keinen Augenblick länger bei ihm bleiben dürfe.

„Was! Ihr frommer Onkel fürchtet mich wohl sogar hier? Er fürchtet den Löwen, während sein Lamm unter den Wölfen ist! Ich sage Ihnen, Louis, mein Herz zieht mich mehr zu Ihnen hin, als Sie glauben oder verdienen. Aber kommen Sie mit,

und ich werde Ihnen dieses Herz auf den Tisch legen.“

Froh, seinen ehrwürdigen Onkel aus dem Spiele bringen zu können, erklärte Louis ungestüm, daß dieser sein Verbot längst zurückgenommen, daß aber andere augenblicklich nicht aus einander zu setzende Gründe eine zeitweilige Entfremdung eben so nothwendig machten als früher.

Wharton frohlockte über die Amnestie, welche Mr. Athelstone in Bezug auf ihn erlassen, und unterstützte sie durch alle Argumente, die seinem gewandten, zauberischen Geiste sofort in Menge zuströmten.

Louis konnte trotzdem nicht umhin, zu fühlen, daß eine solche Hartnäckigkeit jedenfalls und trotz ihrer Freundlichkeit etwas Verletzendes hatte und wenigstens nicht das war, was er von dem liberalen Geiste des Herzogs erwartet hätte.

„Und,“ flüsterte eine mahnende Stimme in seinem Innern, „war das muthwillige Spiel des Herzogs mit Deinem unverkennbaren Wunsche, unerkannt zu bleiben, als er Dich unter einem angenommenen Namen erkannte, waren jene Witzeleien in dem Zimmer der Churfürstin wohl mit seiner gerühmten Aufrichtigkeit und mit seinen gegenwärtigen Betheuerungen treuer Anhänglichkeit vereinbar?“

Während Louis so von den Armen des Herzogs

festgehalten dastand und mit auf den Boden gehefteten Blicken diese Dinge überdachte, stieg sein Unmuth immer höher und mit fest entschlossener Miene wiederholte er sein Verlangen, losgelassen zu werden.

Der Herzog hielt ihn aber immer noch fest und verspottete seine Eile.

Louis dachte an Ottelinens Erröthen, und mit dem festen Vorsatze, sich nicht länger von seiner Pflicht zurück halten zu lassen, sagte er finster:

„Herzog von Wharton, lassen Sie mich gehen! Dieser Zwang ist unerträglich. Ich will mich nicht länger aufhalten lassen!"

„Montemar," entgegnete der Herzog in einem Tone, welcher plötzlich ernst ward und indem er sofort einen Arm losließ, obschon er noch den andern festhielt, „so lange habe ich mit Ihrem Eigensinne gerungen, um Ihnen zu zeigen, daß ich Geduld habe. Nun aber lese ich Ihr unbeständiges Herz — gehen Sie, wohin dasselbe Sie führt. Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, es sei der Freundschaft und edlen Opfern gewidmet! Aber," setzte er nach einer kurzen Pause und mit verächtlichem Lächeln hinzu, „Sie sind nicht mehr was Sie waren. Sie klammern sich an den Fuß der Leiter, die Sie, wie ich glaubte, früher zu stolz waren zu ersteigen. Nehmen Sie denn, was Sie suchen — ich sage Ihnen Lebewohl!"

Während er dies sagte, ließ er Louis' Arm vollends los und bog mit einem erstickten Seufzer, den er unter einem Husten zu verbergen suchte, rasch in den Corridor ein.

Louis empfand einen Stich im Herzen.

„Habe ich ihn durch meine Flucht nicht zuerst beleidigt?" sagte er bei sich selbst. „Ich bin egoistisch und anmaßend, ich bin üblen Eindrücken und selbst jetzt erst dem Mißtrauen gegen die Beweggründe eines Mannes zugänglich gewesen, den ich einst so aufrichtig ehrte. Ach, ich habe nicht gehandelt wie ein Freund! Ich hätte mich von ihm losreißen können, da die Pflicht es einmal verlangte, aber ich hätte ihn nicht so verletzen sollen!"

Während alle diese Gedanken mit Blitzesschnelle ihn durchzuckten, stand er da, ohne einen Versuch zu machen, dem beleidigten Freunde zu folgen, doch konnte er nicht umhin, auszurufen:

„Wharton!"

Wharton ging aber immer weiter.

„Er verläßt mich in verdientem Groll!" rief Louis, während sein Herz vor Zerknirschung überwallte, und seine Füße von der Stelle, wo sie angewurzelt schienen, losmachend, eilte er dem gekränkten Freunde nach.

„Wharton!“ rief er, als er sich ihm näherte, „dieses Lebewohl darf nicht auf immer gesagt sein.“

Wharton drehete sich mit stolzer, ernster Miene herum.

„Und warum wünschen Sie das nicht?“ fragte er.

„Weil ich,“ entgegnete Louis, seine Hand ergreifend, „weil ich Ihre Freundschaft eben so hoch schätze als mein Leben, aber nicht höher als meine Ehre.“

Wharton schauete ihm in das aufgeregte Antlitz. In sanftem Tone, obschon immer noch seinen ungewöhnlichen Ernst bewahrend, antwortete er:

„Sie konnten aber unmöglich annehmen, daß ich von Ihnen verlangen würde, Etwas zu opfern, was ich selbst als mein höchstes Gut betrachte!“

Louis sagte Nichts, sondern drückte mit auf die Erde gehefteten Augen, um die Bewegung, die sich darin verrieth, nicht sehen zu lassen, dem Herzoge die Hand.

Wharton erwiderte den Druck und setzte mit einem durch seinen Ernst hindurchspielenden Lächeln hinzu:

„Und am wenigsten konnten Sie dies vermuthen, wenn eine Person des theuern Geschlechtes, welches ich so lange auf meine Kosten angebetet, Ihre Ehre in den reizenden Fesseln gefangen hält, welche Sie so eben an Ihr Herz gedrückt haben.“

Louis ließ die Hand, die er so liebevoll gefaßt hielt, los und rief in energischem Tone:

„Bei dieser Ehre schwöre ich, daß es nicht die Leidenschaft der Liebe ist, welche mich heute Nacht hierher geführt hat!"

„Auch nicht in einer andern Nacht? Auch nicht an einem andern Morgen?" entgegnete Wharton, allmählig wieder in seinen gewöhnlichen heitern Ton verfallend. „Ich will glauben, was Ihnen beliebt, nur versprechen Sie mir, daß Ihre Geliebte Sie nicht ganz ausschließlich in Anspruch nehmen soll, und obschon ich die Dame bewundere und das schöne Geschlecht liebe, so will ich Ihnen doch versprechen, niemals eine Aenderung zu meinen Gunsten zu wünschen."

Louis ward durch diese sonderbaren Worte unangenehm berührt. Er sah, daß Wharton, weit entfernt, zu argwohnen, daß politische Zwecke ihn in Wien beschäftigten, wirklich glaubte, die Besuche seines Freundes in dem Palaste hätten ihren Grund lediglich in einer Leidenschaft für die Gräfin Altheim.

Auch einer andern Ueberzeugung konnte Louis seine Augen nicht verschließen, der Ueberzeugung nämlich, daß der Herzog von der Leidenschaft, die er voraussetzte, eine sehr geringe Meinung hatte und sie mehr als eine Sache des Zeitvertreibs, denn als

ein ernsthaftes Verhältniß für die ganze Lebenszeit betrachtete.

Trotz seiner Bewunderung für die Gräfin aber und ungeachtet dessen, was zwischen ihnen vorgefallen, empfand Louis doch einen unüberwindlichen Widerwillen, zu sagen, daß seine Besuche bei ihr mit einem unauflöslichen Bündnisse enden würden, und mit plötzlicher Bitterkeit des Gemüthes gegen Wharton selbst und gegen seine sich immer mehr verwirrende Lage rief er:

„Sie thun mir großes Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich ein Verhältniß unterhalte, von welchem Sie wissen, daß meine Seele es verabscheut."

„Und wie, lieber Montemar, soll ich wissen, welches Verhältniß Ihre Seele verabscheut?" entgegnete der Herzog, indem er den Arm seines Freundes wieder in den seinen zog und mit ihm den Corridor hinabging. „Das Verhältniß, welches meine Seele verabscheut, ist die Ehe. Eine junge Xantippe hält mich, wie Sie wissen, in ihren ewigen Banden gefangen, die den Stacheln eines Bußgürtels gleichen und mir das Herz verwunden."

„Aus Ihren sonderbaren Worten," sagte Louis mit dunkelglühender Wange, „konnte ich nicht errathen, daß Sie ein Verhältniß meinten, welches auf ein so ernstes Ende abzielt."

„Ja, allerdings, selbst im besten Falle ernsthaft genug," entgegnete der Herzog lachend. „Was mich betrifft, so würde ich sagen, im schlimmsten Falle, wenn ich in Ihrer Schönen einige Eigenschaften vermuthete, die noch weniger nach meinem Geschmacke sind! Sie ist mir zu sehr ein weiblicher Macchiavell und würde mich in das Staatsgefängniß bringen, ehe noch unser Honigmonat die Hörner verloren hätte."

Louis schwieg und sein Herz klopfte hörbar. Sprach er noch ein einziges Wort, so verrieth er vielleicht das Geheimniß der Kaiserin — des Sieur Ignatius — seines Vaters — des Monarchen, des Landes, welchem dieser Vater ihn gewidmet hatte!

Wharton und er standen jetzt an dem äußeren Thore des Palastes. Louis versuchte seinen Arm zurückzuziehen, aber der Herzog hielt ihn fest.

„Nein, nein, mein eifriger Damenritter!" rief er. „Auf der Straße begegnen Sie Ihrer Geliebten heute Nacht doch nicht mehr, und Sie werden daher die Güte haben, bei mir zu speisen."

„Nicht um Alles in der Welt."

„Warum nicht?"

„Wir müssen hier scheiden, lieber Wharton. Wir scheiden als Freunde — als ewige Freunde, aber fragen Sie mich Nichts weiter."

„Der Teufel soll mich holen!“ rief der Herzog; „wenn Sie nicht augenblicklich mit mir nach Hause gehen und mich Ihre räthselhafte Seele durch das krystallene Medium meines feurigen Burgunders betrachten lassen, so werde ich glauben, daß Sie,“ setzte er flüsternd hinzu, „mit der Kaiserin selbst auf allzuvertrautem Fuße stehen!“

„Wharton!“ rief Louis, sich mit Gewalt von dem Herzoge losreißend, „Sie werden es noch dahin bringen, daß ich Sie hasse.“

„Das könnten Sie nicht, wenn Sie auch wollten,“ rief der Herzog mit gutmüthigem Gelächter. „Reichen Sie mir die Hand, bis wir in Kampf oder Spiel uns wiedersehen!“

Louis bereuete die Heftigkeit, mit der er gesprochen; da er aber fühlte, an welchem Abgrunde er stand und weiteren Aufenthalt fürchtete, so reichte er, obschon zögernd, dem Herzoge die Hand.

Wharton schüttelte ihm dieselbe mit heiterer Herzlichkeit.

„Kleingläubiger!“ rief er, „fürchten Sie vielleicht, ich stehe im Begriff, die Fabel vom Frosch und Raben zu spielen und Sie mit Klaue und Schnabel zu zerreißen?“

Er drückte Louis nochmals die Hand und setzte mit Nachdruck hinzu:

„Wohlan, machen Sie, daß Sie fortkommen! Ich gestehe aber, ich hätte Sie gern vor den Schlingen bewahrt, die meinen jugendlichen Fuß irre leiteten, und zwar auf demselben Pfade, den Sie jetzt betreten haben. Gern möchte ich Sie dahin führen, wo Sie Ehre säen und Ruhm ernten können. O, Montemar, ich möchte ein königliches Herz in diese Brust pflanzen, in welcher das Blut von Königen pulsirt! Ja, ja! es geziemt Ihnen nicht, zu kriechen und zu gehorchen, wo Sie fliegen und befehlen können! O Montemar, man verhöhnt Dich und hat Dich zum Sclaven gemacht. Komm mit mir und Du bist wieder frei!"

„Nicht für das beste Blut meines Herzens!" rief Louis jetzt frohlockend im Bewußtsein der großen Sache, der er sich gewidmet. „Sie irren sich, Wharton, und ich muß nochmals sagen: Leben Sie wohl!"

„Gut, es ist so," entgegnete der Herzog, indem er die Hand seines jungen Freundes losließ, „aber Sie werden an Philipp Wharton denken, wenn es selbst nicht mehr in der Macht seiner treuen Freundschaft steht, den Sohn des großen Barons von Ripperda aus den Fesseln und der Knechtschaft einer zu schönen Semiramis und ihrer noch schlaueren Vertrauten zu erlösen!"

Louis begriff nun, daß der Herzog auch mit seinen frühern Worten, die etwas Anderes anzudeuten schienen, nicht politische Sclaverei gemeint, sondern ihn vor der Knechtschaft des Herzens gewarnt hatte. Dabei hatte er allerdings genug gesagt, um seinem Freunde einigen Argwohn gegen die Vollkommenheit des Characters seiner schönen Geliebten beizubringen; ehe Louis aber noch über eine Antwort mit sich einig werden konnte, war der Herzog in der Dunkelheit des äußeren Hofes verschwunden.

Viertes Kapitel.

Die St. Xavergasse.

Ignatius that, was er sich vorgenommen. Er begab sich, und zwar allein, am nächstfolgenden Morgen zu der Kaiserin.

Die Vorschläge, die er ihr eröffnete, bewogen sie bald, den Kanzler mit zu dieser Conferenz herbeirufen zu lassen, und während dieser Discussion wußte der Sieur die wechselseitigen Prätensionen der rivalisirenden Monarchen mit dem eifrigen Wunsche ihrer Gemahlinnen, einen Tractat abzuschließen, so in Einklang zu bringen, daß, als er das Zimmer verließ, weiter Nichts mehr zu thun übrig war, als die Unterschrift des Kaisers für Das zu erlangen, was die Kaiserin und ihr Minister so vollständig billigten.

Während Ignatius ein Kästchen voll goldner

Argumente zur Ueberzeugung gewisser Mitglieder des Staatsrathes in Zinzendorf's Hände gab, damit dieser den geeigneten Gebrauch davon machen möchte, versprach Elisabeth, daß die Entscheidung des Kaisers dem Sieur Ignatius zugesendet werden sollte, sobald Ersterer in dem Lustschlusse Laxenburg, wohin er sich den nächsten Morgen auf einige Tage zu begeben gedachte, seine Räthe um sich versammeln würde.

Mittlerweile empfahl sie dem Sieur und durch diesen auch seinem Secretair, sich möglichst zurückgezogen zu halten, denn sie fürchtete, daß der indiscrete Lärm, den die Königin von Spanien über die ihrer Tochter angethane Beleidigung erhoben, die Gesandten in Madrid aufmerksam machen und veranlassen würde, die von ihr beabsichtigte Rache im Voraus ermitteln zu wollen.

Alle wußten, daß die von diesen ehrenwerthen Spionen der Regierungen angelegte politische Mine oft eben so fein als lang, verwickelt und unsichtbar ist, und zeigt der Verdacht erst einmal auf eine Stelle, so ist es blos das Werk eines Augenblickes, Alles in Flammen zu setzen.

Um eine solche Katastrophe für Isabellens allzuoffene Drohungen gegen Frankreich abzuwenden, befolgte Ignatius den ihm ertheilten Rath, der frei-

lich nur das Echo von dem war, was er sich selbst gesagt, und schloß sich demgemäß, wie noch an seinen Wunden leidend, in sein Zimmer ein, wo er eine Menge von Arrangements vorbereitete, die nur die Sanction des Kaisers erwarteten, um dann sofort in Thätigkeit gesetzt zu werden.

In dieser Zwischenzeit erhielt Ignatius mehrere Mittheilungen von Zinzendorf, welche bewiesen, wie klug und angemessen die von ihnen gebrauchte Vorsicht war. Der Kanzler meldete ihm, daß wiederholt Besuche zu ganz ungewöhnlichen Stunden zwischen dem französischen und anderen in Wien residirenden fremden Gesandten ausgetauscht worden waren. Eben so hatte er aus sicherer Quelle erfahren, daß ein Bote aus Paris eingetroffen war, der mit dem französischen Gesandten eine mehrstündige Unterredung bei verschlossenen Thüren gehabt, und daß man noch in derselben Nacht seine Excellenz ohne einen ihrer gewohnten Begleiter in den Palast der Kurfürstin von Baiern hatte schleichen sehen.

In einem zweiten Briefe theilte Zinzendorf dem Sieur mit, er habe gewisse Nachricht von einem Souper erhalten, welches am Abende vorher in dem Boudoir der Kurfürstin gegeben worden. Von Damen sei Niemand weiter zugegen gewesen, als sie selbst und ihre Schlüsseldame; die Herren waren:

der französische Gesandte, der schwedische Gesandte, ein französischer Philosoph aus Berlin, der grimmige Exkanzler Graf Stahlberg und der Herzog von Wharton. Was der Gegenstand ihrer Besprechungen gewesen war, darüber konnte Zinzendorf keinen Aufschluß geben, aber er zweifelte nicht, daß diese Zusammenkunft durch die obschwebende Krisis zwischen Oesterreich und Spanien veranlaßt worden sei.

Bei den nächtlichen Besuchen, welche Louis in dem Jesuitencollegium abstattete, sah er zu seiner Freude, daß die Folgen der gefährlichen Verwundung seines Führers und Meisters sich jetzt nur noch auf dann und wann sich einstellende Kopfschmerzen reducirten. Die noch frische Narbe auf seiner Stirn war gewöhnlich mit einer schwarzen Binde bedeckt.

Die leichenhafte Farbe, welche Ignatius' Gesicht von jeher gehabt, konnte durch die Stubenluft nicht viel verschlimmert werden, Louis sah aber dann und wann ein mehr als gewöhnliches Feuer aus seinen tiefliegenden Augen blitzen, wenn er zufällig von den Papieren aufblickte, welche seiner Prüfung unterlagen. Bei solchen Gelegenheiten sprach er nie mehr als höchstens um eine Frage zu thun, oder eine Weisung hinsichtlich des vorliegenden Geschäfts zu geben, und beantwortete den ehrerbietigen Gutenacht-

gruß seines Schülers gewöhnlich mit einem stummen, obschon freundlichen Kopfnicken.

Louis verbrachte die langen Stunden seiner Einsamkeit — denn die gesammte kaiserliche Familie hatte ihr Oberhaupt nach dem Lustschlosse begleitet — in dem alten Schlosse. Wenn er mit seinem jetzt gewöhnlich sehr kurzen Tagewerke fertig war, las er in der Regel deutsche Autoren, die er aus der Bibliothek der Jesuiten entlehnt, oder wandelte in der von Unkraut überwucherten Wildniß, die früher einmal der Garten des Schlosses gewesen. Er betrachtete jetzt weder die rasch vorüberrauschende Donau, noch die heitern Gruppen, welche zu Fuße oder im Wagen sich in der Ferne am Ufer zeigten. Seine Gedanken drehten sich alle um ihn selbst, um seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft.

Oft wunderte er sich bei diesem stillen Hinbrüten, daß sein Geist nicht fortwährend bei den großen Staatsangelegenheiten weilte, bei welchen er selbst eine nicht unwichtige Rolle spielte. Hätte er vor einem Jahre Vermuthungen über das angestellt, was bei einer so wichtigen politischen Aera seines Lebens seine Gedanken beschäftigen würde, so würde er gesagt haben: „Frohlocken über die erhabenen Erfolge des patriotischen Genius meines Vaters, und Freude, daß es meinen Neulingstalenten vergönnt gewesen ist,

diese glorreichen Errungenschaften mit herbeiführen zu helfen!"

Und während er jetzt zu den Füßen von Staatsmännern saß und der Vermittler zwischen unterhandelnden Souverainen war, beschäftigte er sich gleichwohl Stunde für Stunde mit den persönlichen Gefühlen seines Herzens. Er war wegen dieser Verkehrtheit, die er niemals für möglich gehalten, im höchsten Grade unzufrieden mit sich selbst. In den ruhigen Thälern von Northumberland hatte er im vollen Genusse dieser Gefühle gelebt; damals aber weigerten seine umherschweifenden Gedanken sich, bei ruhigem Glücke zu verweilen. Er sehnte sich nach fernen Reichen, nach dem Felde der Gefahren und des Ruhmes. Jetzt stand er nun auf einem dieser ersehnten Schauplätze der Thätigkeit, und dennoch wollte sein launenhafter Geist nicht in der Umgebung weilen, die er selbst gewählt! Seine Gedanken wendeten sich von ihren patriotischen Gegenständen ab und hefteten sich mit hartnäckiger Zähigkeit an die egoistischen Betrachtungen — an den Freund, den er geliebt, und dem er entflohen war — an das Weib, welches er zu lieben glaubte, und der er gleichwohl gern entfloh!

Er rief sich die verschiedenen Warnungen zurück, die er daheim und in der Fremde in Bezug auf den

Herzog erhalten. Die Erinnerung an die natürlichen und erworbenen Vorzüge aber, welche der Herzog vor allen anderen Menschen besaß, tauchte allemal zugleich mit auf, und da Louis' geblendete Augen nicht sahen, auf welche Seite die Waagschale sich senkte, so bemühete er sich allemal seufzend, seine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken. Und dann trat das Bild der schönen Otteline mit zauberischem Glanze vor sein geistiges Auge. Er brauchte blos ihren Namen zu nennen, so stockten die Pulse seines Herzens und ein Gefühl von Auflösung stahl sich über alle seine Sinne.

„Und dennoch," murmelte er bei sich selbst, „so schön Du auch bist, fühle ich dennoch einen geheimen Schauer, so oft ich daran denke, mich mit Dir auf ewig zu verbinden! Und dennoch, warum fühle ich dies?" rief er. „Sie ist schön, sie ist liebenswürdig, aber dennoch fehlt ihren Augen jener hohe Blick, welcher meine erhabensten Gedanken in Cornelia's Seele lesen ließ. Sie besitzt nicht jenen unbeschreiblichen Ausdruck, welcher unmittelbar zum Herzen geht und darin einen Glauben entzündet, der durch Nichts wieder verlöscht werden kann."

Die letzten Worte des Herzogs in Bezug auf die Kaiserin und ihre „schlaue Vertraute" hatten sich Louis' Gedächtniß fest eingeprägt und gaben ihm

fortwährend Anlaß zu allerhand peinlichen Muthmaßungen.

Und war sie wirklich schlau und listig? Louis' Herz empörte sich gegen diese Frage, obschon er seinem klaren Urtheile nicht verhehlen konnte, daß sie es war, die ihm die einzige unwiderlegliche Art und Weise an die Hand gegeben, auf welche die Verleumdungen zum Schweigen gebracht werden konnten, welche sie durch ihre Pflicht sich für verbunden erachtet als Wahrheit anzuerkennen.

„Es ist dies eine Handlungsweise, welche mir nicht ganz zusagen will," sagte Louis, indem er sich bemühete, sie bei sich selbst zu entschuldigen. Hätte er aber seine Grundsätze in dieser Beziehung aufrichtig aussprechen wollen, so würde er gesagt haben: „Es ist eine Handlungsweise, die ich nicht blos tadle, sondern die ich als eine unverzeihliche Abweichung von der weiblichen Bescheidenheit verabscheue!"

Er meinte aber, ihr Eifer für die Kaiserin und ihre Eingenommenheit für ihn habe alle Rücksicht auf das, was sie sich selbst schuldig sei, aus ihrem Gemüthe verdrängt, so daß er auf diese Weise hinreichende Enschuldigung für sie zu finden glaubte.

„Ja," rief er, „sie opferte ihr angeborenes Zartgefühl der Uneigennützigkeit ihrer Neigung in doppelter Beziehung. Sah ich nicht den sanften Glanz

ihrer Augen sich an der Gluth ihrer Wangen entzünden, als sie ihre Blicke auf den Boden heftete, um ihr liebenswürdiges Schamgefühl zu verbergen, während sie die wonnige Alternative stellte? Ihre Handlungsweise konnte nicht in List oder Schlauheit ihren Grund haben," fuhr er fort, „denn sie weiß nicht, daß ich der Sohn des reichen, des großen Ripperda bin. O Wharton, Du thust ihr Unrecht. Meine anscheinende gegenwärtige Stellung ist nicht von der Art, daß die Günstlingin der Kaiserin von Deutschland durch eine Verbindung mit mir ein eigennütziges Glück zu machen suchen sollte. Sie kann nicht anders als mich um meiner selbst willen lieben, und ich bin ein undankbarer Elender, daß ich es jemals nothwendig gefunden, mich durch diese zweifelnden Argumente zu überzeugen."

Mitten unter solchen Betrachtungen ward er eines Abends durch Gerhard überrascht, der ihm einen Brief überreichte, dessen Adresse an den „Chevalier von Pfaffenberg" lautete. Die Handschrift war ihm unbekannt, ja es war offenbar eine verstellte. Er fragte, von wem der Brief sei. Gerhard antwortete, er wisse es nicht. Der Brief sei im Dunkeln von einem Manne gebracht worden, der ihn abgegeben habe, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Louis erbrach das Siegel und las wie folgt:

„Der Wagen, in welchem Sie nach dem Jesuitencollegium fahren, wird heute Abend auf Ihrem gewöhnlichen Wege durch die in der Regel menschenleere St. Xaviergasse von Verschworenen überfallen werden. Man wird Ihnen die Papiere rauben, deren Ueberbringer Sie sind. Widerstand würde vergeblich sein, denn die Angreifer sind zahlreich. Um den Verlust der Ihnen anvertrauten Documente, ja vielleicht — wenn Sie die Verwegenheit besäßen, Sich zur Wehre zu setzen — Ihres Lebens zu vermeiden, nehmen Sie heute Abend einen andern Weg. Erwähnen Sie jedoch von dieser Warnung gegen keinen Menschen Etwas, ausgenommen gegen Ihren Freund, den Jesuiten, denn wenn Etwas verlautete, so würde der, welcher an Sie hier schreibt, wahrscheinlich bald außer Stand gesetzt werden, den Dienst zu wiederholen. — Vale!

„Dienstag Abend."

Louis dachte an den Mordanfall gegen Ignatius. Der Brief, den er in seiner Hand hielt, war eine zweite Bestätigung, daß trotz der Vorsichtsmaßregeln des Jesuiten das geheimnißvolle Geschäft, welches er in Gemeinschaft mit seinem Secretair betrieb, für seine Feinde so wenig ein Geheimniß war,

daß sie genau wußten, wo sie selbst die ruchlosesten Mittel in Anwendung zu bringen hatten, wenn sie glaubten, dieselben seien räthlich, um Aufschlüsse zu erlangen, oder Hindernisse zu bereiten.

Der anonyme Freund, welcher es auf die am Schlusse des Briefes angedeutete Gefahr ankommen ließ, war, wie Louis glaubte, Niemand anders als der Herzog von Wharton, denn der Sieur hatte nur erst den Abend vorher geäußert, er wisse, daß der Herzog Mitglied eines geheimen Berathungscomite's sei, welcher in den Gemächern der Kurfürstin von Baiern allabendlich seine Sitzungen hielte.

Wharton mußte also doch entdeckt haben, daß die Besuche seines Freundes in dem Palaste einen höheren Zweck hatten als bloße Liebesabenteuer, und Louis fühlte in dieser Ueberzeugung eine stolze Befriedigung. Der Brief, glaubte er, müsse für Ignatius ein hinreichendes Unterpfand für Wharton's Treue gegen seinen Freund sein, so daß man sich versichert halten könnte, er werde, von welcher Art auch die Bande seien, die ihn an seine Partei fesselten, doch zu einer von dieser etwa projectirten unehrenhaften That niemals die Hand bieten.

Nachdem Louis hierüber mit sich einig war und sich durch die Warnung in Stand gesetzt sah, der ihm drohenden Gewaltthat aus dem Wege zu gehen,

würde er seine Gedanken dem Wonnegenusse der Dankbarkeit gegen einen so theuern Freund gewidmet haben, hätte er nicht mit Zittern bedacht, in wie weit die von ihm zurückgewiesene Erkennung von Seiten des Herzogs von Wharton in Bezug auf die eigenen Schritte des Sieur selbst zu einer so vollständigen Entdeckung geführt haben konnte.

Er sah ein, daß er Ignatius von der Wissenschaft, die seine Feinde von seiner Thätigkeit erlangt, in Kenntniß setzen und ihm zugleich den so eben empfangenen Brief zeigen mußte. Wenn er dann seine Ueberzeugung aussprach, daß der Herzog von Wharton der freundliche Schreiber des Briefes sei, so war er natürlich auch genöthigt, zu erzählen, was er bis jetzt verschwiegen — sein Zusammentreffen und die letzte erzwungene Unterredung mit dem Herzoge.

Während Louis über die wirkliche Harmlosigkeit dieser Unterredung und über die Nothwendigkeit nachdachte, in dem gegenwärtigen wichtigen Augenblicke den einflußreichen Jesuiten genau von jedem Umstande zu unterrichten, der auch nur im Entferntesten damit zusammen hing, fühlte er die Thorheit seiner Zurückhaltung, und obschon er sich damals überredet hatte, sein Schweigen habe seinen Grund in der Abgeneigtheit, einen Kranken ohne Noth aufzuregen, so beschuldigte ihn sein Gewissen doch jetzt

moralischer Feigheit, weil er die Qual fürchtete, die er bei dieser peinlichen Unterredung in Bezug auf sich selbst erwarten mußte.

„Indem ich einen Streich fürchtete," sagte er, „habe ich zwanzig zu erwarten. Hätte ich gleich damals gesprochen, so hätte ich blos einen Vorfall zu erzählen gehabt, der ohne mein Zuthun geschah, und das Schlimmste wäre gewesen, daß der Sieur auf den Verdacht gekommen wäre, der Herzog wünsche mich für das baierische Interesse zu gewinnen. Nun aber kann er wirklich etwas tadelnswerth Heimliches hinter meinem Schweigen vermuthen und mich im besten Falle, wo nicht für absolut unredlich und falsch, doch für unklug und niedrigdenkend halten."

Obschon diese Gedanken ihn nicht wenig beunruhigten, so versäumte er doch Nichts, was die Vorsicht gebot. Als er in den Wagen stieg, der ihn wie gewöhnlich nach dem Colleg bringen sollte, gab er blos seine Person den Zufälligkeiten des Abends Preis. Er nahm nicht ein einziges der betreffenden Papiere mit, denn er hielt es für möglich, daß seine Feinde, wenn ihnen ihre Beute in jener alten öden Gasse entginge, ihm, wie sie mit Ignatius gethan, an der Vorhalle des Collegs auflauern könnten. Der warnende Brief — den er in der Hand hielt, um ihn, falls er angegriffen würde, sofort in Stücken

zu reißen — mußte ihn, wie er glaubte, bei dem Sieur in Bezug auf diese Vorsicht vollständig rechtfertigen.

Nachdem er seine Pistolen in die Brusttasche gesteckt, befahl er dem Kutscher, auf einem andern als dem gewöhnlichen Wege nach dem Colleg zu fahren, und er erreichte ohne die mindeste Belästigung die Zelle des Sieur Ignatius zur gewohnten Stunde.

Das Ergebniß dieser gefürchteten Unterredung mit dem strengen Freunde seines Vaters war zum Glück ein ganz anderes, als Louis erwartet hatte.

Bei seinem Eintritte überreichte er die anonyme Warnung, um dadurch zu erklären, weßhalb er nicht die gewöhnliche Quantität von Papieren mitgebracht.

Ignatius betrachtete genau Handschrift und Siegel. Die erstere war, wie schon bemerkt worden, geflissentlich verstellt, und das letztere ein gewöhnliches karrirtes Petschaft.

„Aber wer in Wien kennt Sie, um sich für Sie, wenn auch nur als den Chevalier von Pfaffenberg, in diesem Grade zu interessiren? Sie sind von Niemandem gesehen worden als von den Personen, welche in unser Geheimniß eingeweiht sind, blos mit Ausnahme jenes einen zufälligen Zusammentreffens mit der Kurfürstin von Baiern und ihrer Begleiterin. Ein fünf Minuten langes Anschauen Ihrer

schönen Person, Louis," setzte der Sieur mit halbem Lächeln hinzu, „kann doch auf die letztere Dame nicht so gewaltig eingewirkt haben, daß sie dadurch zu einer so gefährlichen Intervention veranlaßt worden wäre."

„Ich bin auch nicht so eingebildet, dies zu glauben," entgegnete Louis ebenfalls lächelnd, obschon im Bewußtsein Dessen, was er zu gestehen hatte, seine Wange sich ein wenig entfärbte.

Ohne weitere Umschweife oder Zurückhaltung erzählte er nun die ganze Geschichte von der Begegnung des Herzog von Wharton in den Galerieen des Palastes, wie er ihm das erste Mal entwischt, und welche Bemerkungen später der Herzog über die Gräfin von Altheim gemacht. Zugleich bekannte er, daß er bei der zweiten Begegnung nicht im Stande gewesen, sich loszureißen, ohne einige Worte zu wechseln, die er jetzt umständlich wiederholte.

Ignatius sprach während dieser Mittheilung kein Wort. So lange Louis sein Bekenntniß ablegte, wagte dieser nicht, während des einschüchternden Schweigens seines Meisters aufzublicken; als er aber fertig war und seine Augen immer noch auf den Boden geheftet hielt, legte der Sieur ihm die Hand auf den zitternden Arm und sagte in eindringlichem Tone:

„Dieses ehrliche, offene Geständniß hat mich nun vollkommen überzeugt, was ich von Ihnen zu halten habe. Ich sehe Ihnen an, daß es nicht nöthig ist, Ihnen über die Gefahr der von Ihnen begangenen Verheimlichungen eine Strafpredigt zu halten, und ich überlasse Sie daher in dieser Beziehung Ihren eigenen Ermahnungen. Nicht verschweigen aber kann ich dagegen meine vollständige Bewunderung der Gewandtheit, mit der Sie jede Frage dieser englischen Schlange zu pariren verstanden. Zürnen Sie nicht über das allerdings nicht schmeichelhafte Prädikat, welches ich diesem Manne beilege. Kennten Sie ihn so gut, wie er in Paris und hier in Wien bekannt ist, so würden Sie nicht bezweifeln, daß er, abgesehen von der glänzenden Außenseite, noch viele andere Eigenschaften dieses gleisnerischen Thieres besitzt."

„Und dennoch," rief Louis, „glaube ich, ist er es, der seine eigene Sicherheit auf's Spiel gesetzt hat, um mir diese Warnung zugehen zu lassen."

„Das kann wohl sein," entgegnete der Sieur, „aber deswegen ist er dennoch eine Schlange. Indessen bin ich ihm für Ihre Rettung und die Rettung unserer Papiere Dank schuldig, und wir wollen daher nicht weiter von ihm sprechen. Es giebt noch eine zweite Person, in Bezug auf welche ich Ihnen einen noth=

wendigen Wink geben muß, und diese ist die Gräfin Altheim."

Bei diesem Namen stieg Louis das Blut in die vorher bleiche Wange empor. Der Sieur schwieg einen Augenblick und betrachtete seinen Schüler mit festem Blicke, ehe er weiter fortfuhr.

„Ihr Gesicht verräth zu viel, junger Mann," sagte er, „als daß es Ihnen möglich wäre, Ihr eigenes Geheimniß zu bewahren, wie gewissenhaft Sie dies auch mit dem eines Andern thun mögen. Ich sehe, daß die schöne Favoritin Ihr Herz zu erobern gewußt hat; gestatten Sie aber Ihren Lippen nicht, Ihre Ehre zu compromittiren, so lange nicht diese große Staatsangelegenheit zu Ende geführt ist. Dann werden Sie Ihren Vater sehen und müssen seine Sanction erlangen, ehe Sie ernstlich an ein solches Bündniß denken können. Ein übereilter Schritt würde ihn höchlich beleidigen."

Louis gab durch eine Verbeugung zu erkennen, daß er sich diesem Befehle füge, aber es geschah durchaus nicht mit der Miene der Gezwungenheit. Der Sieur sah, daß sein Zögling dankbar war für die Milde, mit welcher sein Geständniß angehört worden und ehrerbietig gehorsam der Ermahnung, mit welcher das Gespräch endete.

Louis kehrte auf demselben Wege, auf dem er

gekommen, nach dem alten Schlosse zurück und erreichte es daher unbelästigt und wohlbehalten.

Der nächste Tag verging wie der vorhergegangene, und Louis lenkte, nachdem er seinen einsamen Spaziergang im silbernen Scheine des hellen Märzmondes beendet, seine Schritte eben wieder langsam dem Hause zu, als ihm Gerhard entgegen kam, der ihm meldete, daß der Sieur Ignatius da sei und ihn erwarte.

Dieser unerwartete Besuch beunruhigte Louis. Er fürchtete sofort, daß in Bezug auf die Vollendung ihrer Arbeiten irgend eine schlimme Wendung eingetreten sei, und daß der Sieur ihn davon in Kenntniß setzen wolle. Indessen eilte er, seinem Rufe zu folgen.

Wie früher in seinen weiten schwarzen Mantel gehüllt, stand Ignatius mitten im Zimmer. Die schwarze Binde, welche er um die Stirn geschlungen, und die breite Krämpe des Hutes warf, während er so im Mondscheine dastand, einen so wechselnden Schatten auf seine fahlen Züge, daß er Louis mehr vorkam, wie das Gespenst seines Lehrers, als wie sein lebendes Ich.

Louis glaubte seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt zu sehen. Er näherte sich ihm, aber noch immer sprach der Jesuit nicht.

Louis konnte diese Ungewißheit nicht länger ertragen und rief:

„Gewiß haben Sie mir schlimme Nachrichten mitzutheilen.“

„Sehen Sie mich an,“ entgegnete Ignatius in einem Tone, aus welchem sich weder etwas Gutes noch etwas Schlimmes abnehmen ließ, „und versuchen Sie in meinem Gesichte zu lesen, welche Nachrichten das geschulte Blut des erprobten Politikers verräth.“

Louis heftete dieser Aufforderung folgend seine Augen auf die Züge seines Meisters, aber es geschah mit banger Befürchtung, denn er glaubte, dieser Anfang solle ihn auf die Nachricht von dem Scheitern ihres Unternehmens vorbereiten. Seine Augen bebten zurück vor dem stolzen Feuer, welches in dem Blicke des Jesuiten glänzte. Es konnte seinen Entstehungsgrund in Siegesfreude haben, aber auch nur ein Anzeichen von entschlossener Standhaftigkeit sein. Louis vermuthete nur das Letztere und fürchtete, das Unglück in seinem ganzen Umfange zu vernehmen, weil ihm früher wiederholt angedeutet worden, daß bei dem Schicksale dieses Staatsvertrages die Ehre seines Vaters auf dem Spiele stehe.

„Reden Sie! reden Sie!“ rief er, „ich kann aus Ihrem Gesichte nicht errathen, was geschehen ist.“

„Und dennoch,“ sagte Ignatius, „ist es leicht,

aus dem Ihren abzunehmen, was, wie Sie glauben, in dem meinen lesbar sein sollte. Aber Louis de Montemar, wenn Sie die Laufbahn Ihres Vaters verfolgen wollen, so müssen auch Sie es bis zu dieser Regungslosigkeit Ihrer Züge bringen; denn vergebens wird es sein, Ihre Zunge zu schulen, wenn Ihr unzähmbares Blut Ihr Geheimniß verräth. Erfahren Sie denn, daß unsere Arbeiten erfolgreich gewesen sind. Der Kaiser hat jeder Forderung Spaniens seine volle Zustimmung gegeben."

„Gott sei Dank!" rief Louis, indem er die Hände faltete und auf einen Stuhl niedersank. Der Jesuit setzte sich neben ihn und ging, ohne weiter von seiner Gemüthsbewegung, — denn in Louis' Herzen lebte jetzt nur der Sohn, — Notiz zu nehmen, in die Einzelnheiten des Geschäftes ein.

Die kaiserliche Familie war diesen Morgen nach Wien zurückgekehrt und die Kaiserin hatte Ignatius sofort rufen lassen. Er gehorchte und empfing von ihrer Majestät jene näheren Mittheilungen über die Zustimmung des Kaisers, welche er jetzt dem aufmerksamen Secretair berichtete. Er fügte hierauf hinzu, er habe, als er den Palast verlassen, seine weiteren Instructionen in einem Couvert zu suchen gehabt, welches die letzte Depesche aus Spanien in dem Briefbeutel der Königin mitgebracht und welches

an ihn selbst adressirt mit der Bemerkung versehen gewesen sei: „Nur in dem Falle zu öffnen, daß der Kaiser unseren Vorschlägen beitritt!" Dieses Couvert habe er bis zum gegenwärtigen, dem bestimmten Augenblicke beiseite gelegt.

„Da die Bedingungen nun erfüllt waren," fuhr der Jesuit fort, „so erbrach ich das Siegel und der Inhalt ist folgender: Ein Brief von dem Könige befiehlt dem Sieur Ignatius, ihren kaiserlichen Majestäten die Ankunft eines spanischen Gesandten in Wien zu melden. Dieser Gesandte wird sofort hier seinen Einzug halten, und dieser Gesandte, Louis de Montemar," setzte Ignatius hinzu, „ist Ihr Vater."

Louis sprang von seinem Sitze empor. Der Sieur erhob sich ebenfalls und fuhr fort:

„Zur Belohnung für seine wichtigen Dienste ernennt ihn der König zu seinem Vertreter hier, indem er ihn zugleich in alle seine erblichen Würden wieder einsetzt."

Diese letzten Worte waren an Ohren gerichtet, die sie nicht hörten. Das Wort Vater, dieser heilige Gedanke, der so lange Louis' Herz und Hoffnungen erfüllt, welcher das Ziel zu sein geschienen, auf welches sein ganzer Ehrgeiz und alle seine Pflichten ihn hinwiesen, — dieses alles Andere verdrängende Bild hatte seinen Sinn versiegelt, um ihn nur bei dem

einen Gedanken der erwarteten Nähe seines Vaters verweilen zu lassen.

Von diesem Augenblicke an dachte Louis an nichts Anderes, und indem er das Gesicht mit den Händen bedeckte, strömten die Thränen kindlicher Liebe, kindlichen Triumphes und der Dankbarkeit gegen den Himmel, daß er endlich das so längst ersehnte Antlitz schauen sollte, aus seinen Augen und benetzten seine Hände.

Ignatius betrachtete ihn. Eine Thräne der Sympathie trat sogar in sein stoisches Auge, während er sich abwendete und schweigend bis an das andere Ende des Zimmers ging.

Es dauerte einige Minuten, ehe Louis sich aus dem innern Tempel seiner Seele abrufen konnte, wo sein dankbares Herz ihn vor dem Geber alles Guten niedergeworfen. Als er aufblickte, sah er den Sieur in einiger Entfernung mit dem Rücken nach ihm gewendet in der Nähe des Fensters lehnend, von welchem aus man die Aussicht auf die Donau hatte. Louis näherte sich ihm.

„Ihre Güte,“ sagte er, „verzeihet wohl einem Sohne, wenn derselbe einige natürliche Bewegung bei einer so plötzlichen Andeutung verräth, daß es ihm bald vergönnt sein soll, zum ersten Male seinen innig geliebten Vater zu sehen.“

„Solche Sünden können leicht verziehen werden," entgegnete Ignatius mit auf den Boden gehefteten Blicken, „morgen schon zu dieser Stunde wird Ihr Vater in dem Palaste der spanischen Gesandtschaft zu Wien eintreffen. Sie müssen dort sein, um ihn zu begrüßen."

Louis' Augen antworteten bejahend, denn die Lippen versagten ihm noch den Dienst, und der Sieur fuhr fort, ihm das weitere Nöthige mitzutheilen. Er sagte, die Umstände machten es nothwendig, daß er schon vor dem Einzuge des Herzogs von Ripperda bei ihm sei, und deshalb und da die Zeit dränge, müsse sein Zögling sich im Palaste bereit halten. Er müsse noch diesen Abend um zehn Uhr sich zu dem Kanzler Zinzendorf begeben und ihm drei Couverts zustellen. Ignatius hatte vor Louis' Eintritt mehrere auf den Tisch gelegt, auf die er jetzt zeigte. Daneben lagen noch einige größere, welche ebenfalls in dieser Nacht der Kaiserin überreicht werden sollten.

„Zinzendorf," fuhr der Sieur fort, „wird es angemessen finden, unverweilt eine Audienz bei der Kaiserin zu erbitten. Sie werden ihr die sofortige Ankunft des Herzogs von Ripperda als spanischen Gesandten melden und werden dabei nicht unerwähnt lassen, daß die Ernennung des Herzogs zu diesem Posten ein besonderer Beweis der Freundschaft des

spanischen Königs gegen ihre kaiserlichen Majestäten ist. Er trennt sich, um ihnen eine Ehre zu erzeigen, von einem Manne, dessen Nähe seinem Herzen eben so theuer als seinen Interessen unschätzbar ist."

„Meine diplomatische Gewandtheit," versetzte Louis mit fröhlichem Lächeln, „wird auf eine harte Probe gestellt werden, wenn ich von meinem Vater nur als Gesandtem sprechen soll."

„Und dennoch," entgegnete der Sieur, „würden Sie sich nicht als sein Sohn erweisen, wenn Sie Ihren Gefühlen nicht Gewalt anzuthun vermöchten. Wie alt auch Jemand sein möge, so ist er dennoch weiter Nichts als ein kindischer Knabe, wenn er nicht Herr seines Gesichtes und der Adern ist, welche diesem die Färbung geben. Vergessen Sie nicht, daß es ein Mann ist, den ich mich in Ihnen dem Herzoge von Ripperda vorzustellen anheischig gemacht, und daß er es ist, der von Ihnen verlangt, daß Sie ihn heute Nacht in dem Boudoir der Kaiserin mit so gleichgültiger Miene nennen, als ob Sie die Ankunft eines Mannes meldeten, der Ihnen vollkommen fremd wäre."

„Ach," rief Louis, „wer kann den Herzog von Ripperda mit der Gleichgültigkeit nennen, die man vielleicht gegen jeden Andern an den Tag legen könnte! Wird er nicht überall geliebt, wo man ihn persönlich

kennt? Und wird er nicht allgemein geehrt, wo man nur von ihm hört? Und kann ein Sohn einen solchen Vater ohne Gemüthsbewegung nennen? O senden Sie einen andern Boten, wenn ich etwas Unmögliches leisten soll!"

„Wohlan," entgegnete Ignatius, „thun Sie, was Sie können, und ich zweifle nicht, daß der Vater, auf den Sie so stolz sind, mit seinem Sohne zufrieden sein wird."

„Ich werde thun, was mir möglich ist," rief Louis, als er sah, daß der Sieur sich zum Fortgehen anschickte, „und sagen Sie meinem verehrten Vater, wie ungestüm ich mich darnach sehne, ihn endlich zu sehen, — zu seinen Füßen zu sinken, seine Kniee zu umfangen!"

Diese letzten Worte konnte er vor überwallender Bewegung kaum sprechen, und ehe er sich wieder ermannte und aufblickte, hatte der Sieur das Zimmer verlassen und er sah ihn nicht mehr.

Als der glückliche Louis sich allein sah, warf er sich wieder auf einen Stuhl, um sich dem Wonnegenuß seiner Gefühle hinzugeben, den Namen seines Vaters zu segnen und die lange Zeit zu beweinen, welche verflossen war, seitdem dieser Vater als trauernder Witwer ihn, den noch unbewußten Säugling, der Fürsorge des weinenden Großvaters überant-

wortet, welcher nun schon als Staub beim Staube ruhete. Er dachte an die zärtliche Pflege, die ihm der gute alte Mann angedeihen lassen, an die väterliche Vormundschaft seines Onkels zu Lindisfarne, an seinen Segen, als sie schieden, an den geheiligten Brief, den er ihm übergab, — das letzte Vermächtniß seiner sterbenden Mutter. In diesem Briefe sprach sie zu ihrem einzigen Sohne wie von ihrem Sitze im Himmel und ermahnte ihn, seinen Vater nächst seinem Schöpfer über Alles zu lieben und zu ehren!

Louis nahm den Brief aus dem Behältnisse, in welchem er ihn aufbewahrte, drückte ihn knieend an seine Lippen, wie er mit ihrer geheiligten Hand gethan haben würde, und ließ sein überwallendes Herz in dem Gelübde ausströmen, ihrer Mahnung zu gehorchen und diesen Vater, auf welchem seine bewußten Augen niemals geruht, über Alles zu lieben, nicht blos um seinetwillen, sondern auch um der Mutter willen, die ihr Leben geopfert, indem sie dem Sohne das seine gab.

Das Lesen dieses Briefes und die sich daran schließenden Betrachtungen verbreiteten eine heilige Stille über dem Glücke, welches jetzt Louis' Seele erfüllte.

Als die Zeit zur Erfüllung seiner Pflicht im Palaste herannahete, nahm er die verschiedenen De-

peschen vom Tische, steckte sie in die Brusttasche seines Rockes und stieg, während die Glocke Zehn schlug, erfüllt von einer wonnigen, heiteren Ruhe, die ihn wie aus dem Paradiese anzuwehen schien, in seinen Wagen.

Fünftes Kapitel.

Die Altheim'schen Gemächer und die Vorhalle des Schlosses.

Louis übergab die Briefe von Ignatius dem Kanzler und meldete in wenigen Worten und mit so viel Gelassenheit, als ihm zu Gebote stand, die nahe bevorstehende Ankunft des spanischen Gesandten.

Zinzendorf heftete seinen forschenden Blick auf die bebende Lippe, welche den geehrten Namen aussprach, und seine Zweifel wurden bestätigt. Er las die Briefe und bemerkte dann, daß sein kaiserlicher Herr durch die Schnelligkeit dieser Ankunft sicherlich sehr angenehm berührt werden würde. Der Gesandte war, wie aus diesen Mittheilungen hervorging, schon vor einiger Zeit von Madrid abgereis't, um für den Fall des Zustandekommens des Vertrages sogleich auf dem Schauplatze seiner künftigen

Thätigkeit erscheinen zu können, und diese Voraussicht bewies hinlänglich, daß der König von Spanien unbedingtes Vertrauen auf die redliche Handlungsweise des österreichischen Cabinets setzte.

Wieder heftete der Kanzler seine Blicke auf das Gesicht seines sich gewaltsam fassenden Zuhörers, und nachdem er sich in Bezug auf den Herzog von Ripperda in Worten der schmeichelhaftesten Anerkennung ausgesprochen und den entscheidenden Schritt, den er durch Annahme der Gesandtschaft gethan, unbedingt gebilligt, gewann er die feste Ueberzeugung, daß es der Sohn des Herzogs sei, den er vor sich sah.

Der Kanzler lächelte im Stillen über seine Entdeckung und über die von der Kaiserin versuchte Verheimlichung; ohne aber in einer oder der andern Hinsicht eine Bemerkung zu machen, redete er Louis fortwährend als den Secretair von Pfaffenberg an, und ersuchte ihn, sich mit ihm unverweilt nach den Altheim'schen Gemächern zu begeben.

„Wir werden ihre Majestät sicherlich dort antreffen," sagte er, „denn der Kaiser verbringt heute Nacht einige Stunden in Gesellschaft seines Beichtvaters, und die Kaiserin sagte mir, sie habe sich vorgenommen, diese Zeit zu einer vertraulichen Unterredung mit der Gräfin Otteline zu verwenden."

Louis folgte dem Staatsmanne nach dem kaiserlichen Boudoir, und hier fanden sie, wie sie erwartet, die Kaiserin Elisabeth mit ihrer schönen Favoritin in vertraulichem Gespräch.

Der Minister meldete, daß der Chevalier im Vorzimmer sei und einen Auftrag von dem Sieur Ignatius auszurichten habe.

„Das muß, nach der ungewöhnlichen Stunde zu urtheilen, etwas sehr Außerordentliches sein," rief die Kaiserin; „ich bin bereit, ihn zu empfangen."

Louis trat ein. Er blickte nicht nach der Seite, wo die Gräfin stand, sondern näherte sich der erlauchten Freundin seines Vaters mit einer Festigkeit des Schrittes, die ihn selbst überraschte, und entledigte sich mit weniger sichtbarer Gemüthsbewegung als er gehofft, des ihm von Ignatius gewordenen Auftrags. Zugleich sprach er im Namen des Sieur die Bitte aus, diesen zu entschuldigen, daß er seine Botschaft nicht in eigener Person überbracht. Er sei, bemerkte er, genöthigt, die Nacht zu den nöthigen Voranstalten zu verwenden, um dem Gesandten am Morgen bis St. Pölten entgegen zu reisen und dann am Abend wieder in Wien mit ihm einzutreffen.

Die Kaiserin betrachtete mit wohlwollendem Blicke die in bescheidener Haltung vor ihr stehende

Gestalt des jungen Secretairs, und plötzlich die Gräfin in ihre Arme schließend rief sie:

„Ave Maria! Dies ist eine Krone der Inkas!"

Die Gräfin verstand die Bedeutung dieser Worte nicht in ihrem vollen Umfange, und mit Louis war dasselbe der Fall.

Zinzendorf dachte bei sich selbst, daß eben so wie getäuschte Erwartung die Königin Isabelle in ihren Drohungen sehr unbesonnen gemacht, der glückliche Erfolg eine ähnliche Wirkung auf Elisabeth zu äußern scheine, indem er sie mit nicht weniger beunruhigenden Hoffnungen erfülle. Er glaubte in diesem seltsamen Ausrufe zu lesen, daß sie durch ihren Einfluß auf den erwarteten Gesandten sich einen nicht geringen Antheil an den Schätzen der neuen Welt zu sichern und bei dem Heirathscontracte ihrer Tochter zugleich ein reichliches Witthum für sich selbst zu erzielen hoffte.

Von welcher Art jedoch auch ihre Gedanken sein mochten, so strahlte ihr Antlitz von Feuer und Leben, und indem sie die Briefe, welche Ignatius ihr sendete, mit gnädigem Lächeln aus Louis' Hand entgegennahm, befahl sie ihm, sich einstweilen mit der Gräfin Altheim zu unterhalten, während sie sich mit dem Kanzler zurückzöge, um von den empfangenen Briefen Einsicht zu nehmen.

Louis verneigte sich gehorsam, und die Kaiserin und ihr Rathgeber entfernten sich. Sie lächelte bei sich selbst, während sie die Thür hinter sich schloß. Sie selbst hatte die Bewunderung des jungen Secretairs zu der Flamme angefacht, welche jetzt auf seiner Wange glühete, als er sich mit auf den Boden gehefteten Augen auf dem Punkte sah, mit dem Gegenstande seiner Leidenschaft allein zu sein.

Von der ersten Stunde an, wo er die schöne Gräfin gesehen, bis zu diesem gegenwärtigen Augenblicke hatte die Kaiserin sich herabgelassen, die Rathgeberin und Vertraute ihrer schönen Freundin zu sein. Sie liebte sie zu aufrichtig, als daß sie nicht alles Mögliche dazu hätte beitragen sollen, um ihre Vermählung mit dem Sohne Ripperda's zu Stande zu bringen und ihr dadurch das Mittel zu bieten, wieder in die Sphäre einzutreten, aus der sie in Folge des Todes ihres ersten Gemahls nothwendig hatte austreten müssen.

Trotz alles dieses Eifers aber verrieth die Kaiserin Ripperda's Geheimniß doch nicht, sondern gab der ehrgeizigen Otteline blos zu verstehen, der Chelier von Pfaffenberg sei ein Anderer als er scheine, und eine Vermählung mit ihm werde sie dem Ziele ihrer Wünsche entgegen führen.

„Aber," setzte die Kaiserin hinzu, „es können

Mächte existiren, welche den Wünschen des treuesten Liebenden entgegen wirken, und Sie dürfen daher keine Gelegenheit verlieren, ihn bei seiner Ehre zu fassen."

Aus diesem Grunde bedauerte sie die Woche, welche der Hof außerhalb Wien zugebracht, und welche ihre Günstlingin nothwendiger Weise von dem Gegenstande ihrer Projecte getrennt. Als aber Louis mit diesen wichtigen Nachrichten im Palast erschien, gab die Kaiserin sich den freudigsten Erwartungen hin, und von seinem arglosen Wesen Alles hoffend, benutzte sie diese Gelegenheit, ihn mit der Gräfin allein zu lassen, und zweifelte kaum, daß er unter den gegenwärtigen das Herz öffnenden Umständen jedes Geheimniß seines Ranges, seines Namens und seiner künftigen Pläne offenbaren würde, um Ottelinen auf immer an sich zu fesseln.

Nicht sobald sah Louis sich mit der unwiderstehlichen Otteline allein, als seine immer rascher schlagenden Pulse ihn daran erinnerten, daß die Mahnungen seines Lehrers in Gefahr seien. Fast unwillkürlich hatten seine Augen einen verstohlenen Blick auf sie geworfen, während die Kaiserin sich entfernte, und ihre persönlichen Reize erschienen ihm jetzt in höherem Glanze als zuvor, obschon er ge-

glaubt, daß die Vollkommenheit ihrer Schönheit durch Nichts erhöhet werden könne.

Ihre früheren Begegnungen hatten stets des Vormittags stattgefunden, und die Morgentoilette läßt bekanntlich die Körperformen weniger zu Tage treten. Jetzt sah er sie zum ersten Mal zu einer spätern Stunde und sie war noch so gekleidet, wie sie den kaiserlichen Gesellschaftssalon verlassen.

Sie trug ein weißes Gewand, und ihre schönen Arme und der mit Juwelen geschmückte schneeweiße Hals lockten das Auge auf Formen, welche die Bildhauer Griechenlands zur Verzweiflung getrieben haben würden. Ihr goldblondes Haar ward von ähnlichen kostbaren Fesseln fest gehalten, während eine einzige denselben entschlüpfte schimmernde Locke über jenen makellosen Hals hinabwallte, als ob sie der nach den bewachten Regionen des Herzens hinabflatternde Fittich der Liebe wäre.

Sie gewahrte den Blick und den fast erstickten Seufzer, mit welchem Louis sich stellte, als wendete er seine Aufmerksamkeit einem Vogelkäfig zu, der in seiner Nähe stand. Sie schien seine Verlegenheit nicht zu bemerken, sondern blieb, den Seufzer sanft wiederholend, an das Piedestal einer Blumenvase gelehnt stehen, während sie ihre Augen auf sein Gesicht heftete.

Sie errieth, daß er in dem vergoldeten Käfig Nichts sah, als ihr Bild in seinem Geiste. Wieder seufzte sie und zwar mit einem Ausdrucke, welcher Louis bis in die innerste Seele drang. Er wendete den Kopf herum, und ihre Augen begegneten sich. Aus denen Ottelinens strahlte bezaubernde Milde und aus den seinen dankbare Erregung, die er gern weniger deutlich gemacht hätte. Sie lächelte zärtlich und streckte ihren Arm nach ihm aus.

In diesem Augenblicke besann er sich, wie sie sich getrennt hatten. Er war wieder in derselben Stellung — er hielt ihre Hand in der seinen und drückte sie an seine Lippen!

Die Rosen auf ihren Wangen verloren nicht ihren Glanz bei diesem stummen und doch so beredten Geständnisse seiner Liebe. Die Kaiserin aber hatte ihr gesagt, daß sie Worte verlangen solle, ihre schönen Finger zitterten in den seinen, während sie stammelte:

„Chevalier, Sie sind so lange nicht da gewesen — ich glaubte —“

Sie schwieg und schlug die Augen zu Boden.

„Doch nicht,“ rief er, „daß ich vergessen hätte, dankbar zu sein?“

Sie hob langsam ihre Augen zu den seinen

auf, und während die sanftesten Thränen darin spiegelten, sagte sie lächelnd und halb flüsternd:

„Das Herz ist ein Feigling.“

„Aber das Ihre nicht!“ rief er, die Selbstbeherrschung, die er sich so fest vorgenommen, in dem bezaubernden Labyrinth ihrer tausend Schönheiten und in dem unwiderstehlichen Zauber ihrer Worte vergessend. Mit glühendem Erröthen sank sie auf einen Stuhl und ließ zu, daß er, ihre Hand immer noch festhaltend, neben sie niederknieete.

„Nimmermehr,“ rief er, „können Sie zweifeln, wo Sie einmal vertraut haben.“

Sie wendete das Gesicht ab und schüttelte wehmüthig das Haupt. Eine Thräne fiel auf seine Hand und er küßte sie hinweg. Die Gräfin versuchte ihr Schluchzen zu ersticken und aufzustehen. Er hatte jetzt keinen andern Gedanken als sie. Sie war aufgeregt, sie war bekümmert und er war die Ursache!

Er versuchte zu sprechen, aber die Gemüthsbewegung machte es ihm unmöglich. Er zitterte und faßte ihre Hand fester — sie fühlte die ungestümen Schläge seines Herzens und murmelte leise:

„Dieser Gesandte kommt, und Sie werden gehen.“

Sie unterbrach sich, bemühete sich nochmals, sich zu erheben, und rief in schmerzerfülltem Tone:

„O daß ich unserer letzten Unterredung niemals mein Ohr geliehen hätte!"

Louis hielt sie auf ihrem Sitze zurück. Er hätte unempfindlich sein müssen wie ein Felsblock, wenn er noch gezögert hätte, diese Aufregung, diese Sprache zu verstehen und darauf zu antworten; aber Worte reichten nicht aus, um die Sympathie auszudrücken, welche sein ganzes Denken in das einzige Gefühl unaussprechlicher Liebe aufzulösen schien. Er konnte blos zu ihren Füßen knieen und die Hand, die er immer noch festhielt, auf seine geblendeten Augen drücken.

Ihr frohlockendes Herz glaubte sich nun dem Ziele aller seiner Wünsche nahe — einer positiven Erklärung seiner Liebe und einer unzweideutigen Bewerbung um ihre Hand in dürren, klaren Worten! Noch ein Schritt und er hatte sich auf immer gebunden.

Dennoch aber gestattete sie dem Triumphe ihrer Gedanken nicht, sich auf der vorsichtig beherrschten Bühne ihres Antlitzes zu zeigen. Hier war Alles schüchterne Milde; indem sie aber ihren Arm wie unbewußt auf seine Schulter herabsinken ließ, sagte

sie mit der süßen Vertraulichkeit vollkommener Zuversicht:

„Und darf ich glauben, daß Ihre Liebe zu mir Sie bestimmen wird, mich trotz des schroffen Vorurtheils der Welt gegen bürgerliche Geburt zu der Ihren zu machen? Sind Sie entschlossen, mir dieser Welt gegenüber zur Seite zu stehen? Denn die Günstlingin der Kaiserin hat viele Feinde, und wenn man erfährt, daß sie von Ihnen geliebt wird, so wird sie deren noch weit mehr bekommen. Ach Chevalier, darf ich glauben, daß Sie gesonnen sind, den Kampf mit allen diesen Umständen und Menschen aufzunehmen?“

Diese Frage enthielt, obschon sie mit der ganzen Kraft jener Zärtlichkeit gestellt ward, die sich rückhaltlos dem Glauben an beschworene Treue hingiebt, Worte, welche Louis wieder aus dem Delirium der Leidenschaft erweckten und ihn bewogen, sich zu fragen, wie weit er nicht blos seinem dem Sieur Ignatius gegebenen Versprechen, sondern auch seinem eigenen Entschlusse, die seinem Vater schuldige Pflicht nicht aus den Augen zu verlieren, treu geblieben sei.

Er konnte sich nicht verhehlen, daß er in diesem Augenblicke nahe daran war, nach beiden Richtungen hin zu fehlen und gerade das Geständniß zu thun, vor welchem er so eindringlich gewarnt worden.

Erschrocken über die Vergessenheit, welcher er während der letzten halben Stunde alle Erinnerung an seine Pflicht anheim fallen lassen, und erbittert gegen sich selbst, daß seine hieraus hervorgegangene Offenbarung einer mehr als wechselseitigen Leidenschaft die Gräfin zu der letzten entscheidenden Frage bewogen hatte, richtete er sich rasch empor und stammelte:

„Ich bin nicht mein eigener Herr; ich kann nicht antworten, wie mein Herz mir eingiebt. Haben Sie daher Mitleid — liebenswürdigste und geliebteste der Frauen! Gestatten Sie meinen Lippen zu schweigen — auf kurze Zeit nur.“

Sie erhob sich ebenfalls rasch.

„Ich verstehe Sie nicht, Chevalier,“ rief sie nach Athem keuchend und schauete sich um, wie nach dem Schutze der Kaiserin.

Mit immer höher steigender Aufregung rief er:

„Verachten Sie meine Schwäche, meine anscheinende Unentschiedenheit, aber zweifeln Sie nicht an meinem Herzen! Zweifeln Sie nicht an der Ehre, die eher die innigsten Wünsche dieses Herzens opfern würde, als sie durch eine einzige Verletzung meiner positiven Pflicht verwirklichen.“

Von welcher Art ihre Gedanken jetzt waren, konnte er nur an dem stürmischen Wogen ihres Bu-

sens errathen, denn sie zog ihr durch ihre wilden Bewegungen in Unordnung gerathenes Haar über ihr Gesicht, während sie ihm zugleich die Hand zu entreißen suchte, die er noch festhielt.

„Sie zweifeln an mir!“ rief er.

„Sie sprechen in Räthseln und ich habe keine andere Wahl.“

„O,“ entgegnete er, „kann die Freundin der Kaiserin, die Freundin von Diplomaten zweifeln, daß zuweilen eben die Ehre gebieten kann, in Räthseln zu sprechen?“

Die Gräfin bemühete sich nicht mehr, ihre Hand frei zu machen, sondern sah ihn mit einem Blicke erneueten Vertrauens an. Was sie aber gesagt haben würde, konnte Louis' bezaubertes Herz nur aus seinen eigenen Gedanken abnehmen, denn in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, und die Kaiserin und der Staatskanzler traten wieder ein.

Otteline ging lächelnd und erröthend der Kaiserin entgegen, und Louis blieb sich verneigend stehen, wo seine Circe ihn verlassen.

Die Kaiserin trat eben so wie sie fortgegangen war, heiter und munter herein. Sie schien nicht zu bemerken, daß zwischen ihrer Günstlingin und dem jungen Secretair etwas Besonderes vorgefallen sei,

und begann sofort von den Briefen zu sprechen, die sie so eben gelesen. Der eine war von der Königin von Spanien, der andere von Ripperda selbst.

Sie wendete sich mit einem eigenthümlichen Lächeln zu Louis.

„Chevalier," sagte sie, „ich werde bei diesem großen Manne Ihre Fürsprecherin sein. Wenn Sie Etwas bei ihm anzubringen haben, so setzen Sie mich davon in Kenntniß."

Louis erröthete tiefer als der Scharlach ihres Gewandes, wagte aber nicht nach der Gräfin hinzublicken.

Die Kaiserin nahm das Gespräch mit Zinzendorf wieder auf und erzählte ihre erste Bekanntschaft mit Ripperda, als er in einem Auftrage von den Generalstaaten als Witwer an dem Hofe ihres Vaters erschien. Sie sprach dann von seinen hohen Fähigkeiten und setzte hinzu, es sei ein sicherer Beweis von den eigenen Talenten des Königs von Spanien, daß er einen Mann, wie den Herzog von Ripperda, auszeichne und seinen Genius zu würdigen verstehe.

Zum ersten Male in seinem Leben hörte Louis das Lob seines Vaters wie das Schwirren eines gleichgültigen, verworrenen Getöses. Von den neuen Erregungen, die sein Herz bestürmten, gefangen ge-

nommen, hatte er nur Augen und Ohren für die zitternde Gestalt und die leisen Seufzer seiner herrlichen Otteline. Er hatte keinen anderen Gedanken, als den der Verwunderung über sich selbst, daß er auch nur einen Augenblick an der Vollkommenheit ihres Gemüthes und ihrer Liebe hatte zweifeln können.

„Ja,“ sagte er bei sich selbst, „Ignatius würde sie vielleicht ungerührt sehen, mein Vater aber, der die Schönheit und Vortrefflichkeit der Frauen zu würdigen weiß, braucht sicherlich sie blos anzusehen, um das glückliche Schicksal seines Sohnes zu segnen.“

Die Kaiserin las durch einen Seitenblick seine Seele in seinen Augen, drückte die Gräfin verstohlen in den Arm, wendete sich mit anscheinender Unbefangenheit gegen Zinzendorf und rief:

„Aber, Graf, ehe wir uns trennen, darf ich Etwas nicht unerwähnt lassen, was eine sehr merkwürdige Entdeckung gewesen wäre, wenn nicht die Schnelligkeit, mit welcher Ripperda hier erscheinen wird, allen Intriguen ein Ende gemacht hätte. Otteline, zeigen Sie dem Kanzler den bewußten Brief.“

Die Gräfin nahm einen geöffneten Brief aus einem auf dem Tische stehenden Kästchen, welches sie vorher aufschloß, und überreichte ihn dem Staatskanzler.

„Lesen Sie ihn zum allgemeinen Besten laut vor,“ sagte die Kaiserin; „für Politiker ist Nichts lehrreicher, als der faux pas eines Nebenbuhlers.“

Der Kanzler schauete nach der Thür.

„Schieben Sie den Riegel vor, Chevalier von Pfaffenberg,“ rief die Kaiserin, „seine Excellenz scheint zu fürchten, daß Jemand im Vorzimmer lausche.“

Louis gehorchte, und an Zinzendorf's Seite zurückkehrend, horchte er begierig auf den Inhalt des Briefes, den der Staatskanzler jetzt vorzulesen begann.

Die Addresse lautete: „A Madame la Comtesse d'Altenstein“, und der Inhalt war folgender:

„Melden Sie dem schönen Haupte so vieler treuen Glieder, daß die Macht, welche unsere Existenz bedroht, sich mit ihrer mannigfachen Beute so vollgepfropft hat, daß sie eingeschlafen ist. Sie träumt von Herrschaft und erzählt ihre Geheimnisse einer Finsterniß voll Augen und in einer Einsamkeit, welche leiser hört, als das Ohr des Dionysius. Heute Abend werde ich wenigstens von einem der Emissaire eine gute Nachricht bringen, während unter den Füßen der Uebrigen eine sichere Mine gelegt ist.“

Als der Kanzler aufhörte zu lesen und die Handschrift prüfte, dachte Louis an die Warnung, die er

den Abend vorher erhalten. Fürchtend, daß man Ignatius am nächsten Morgen auf seiner Reise dem Gesandten entgegen, wo er keine andere Bedeckung hatte als den waffenlosen Arm Martini's, auflauern könne, fragte der besorgte Schüler sofort nach dem Datum des Briefes.

„Er ist von gestern früh," entgegnete Zinzendorf, indem er das Blatt wieder zusammenfaltete, „und da wir bis jetzt keins unserer Mitglieder als verloren zu betrauern haben, so müssen wir daraus schließen, daß es diesem muthigen Kämpen, mag er sein wer er wolle, nicht gelungen ist, das der Dame, welcher er sein Schwert gewidmet hat, gegebene Wort zu lösen."

„Nicht sowohl sein Schwert als vielmehr seinen Dolch wird er ihr gewidmet haben," entgegnete die Kaiserin; „wenigstens haben wir gefunden, daß diese Menschen nicht mit ehrlicheren Waffen herausfordern. Doch nun lassen Sie uns unsern Dank der wachsamen Hand darbringen, welche diesen verrätherischen Brief auffing. Diese Hand war nämlich keine andere als die meiner lieben Otteline."

„Und wie ging dies zu?" fragte der Kanzler, während er mit einer Verbeugung gegen die Kaiserin den Brief an die Favoritin zurückgab.

„Während ich mit in Laxenburg war, hatte sich

eine Anzahl Briefe in diesem Schubfache angesammelt," entgegnete die Gräfin, indem sie ihre Hand auf eine Stelle des Tisches legte, in welcher sich eine Oeffnung befand, um alle während ihrer Abwesenheit eingehende Briefe aufzunehmen und sicher zu bewahren. „Da ich erst heute zurückgekommen bin, so hatte ich erst vor ein paar Stunden, während ich auf die Kaiserin wartete, Zeit, meine Correspondenz durchzusehen. Als ich die Briefe in die Hand nahm, sah ich darunter auch diesen, welcher, wie Sie sehen, an die Schlüsseldame der Churfürstin adressirt, und wahrscheinlich in Folge einer Verwechselung wegen Aehnlichkeit unserer Namen hier abgegeben worden ist. Ich weiß, daß die Gräfin von Altenstein im Besitz aller Geheimnisse ihrer Gebieterin ist, und es war möglich, daß dieser Brief einige davon enthielt. Ich glaube, die Handschrift ist die des neidischen Grafen von Stahlberg. Der Zufall hatte mir den Brief einmal in die Hände gespielt," setzte die schöne Otteline mit frohlockendem Lächeln hinzu, „und ich wollte mein Glück nicht wegwerfen — deßhalb erbrach ich das Siegel."

Bei diesem letzten Geständnisse sprang Louis von der Stelle, auf welcher er gestanden, zurück, als ob er auf eine Schlange getreten hätte. Das Dröhnen des Fußbodens wendete Aller Augen nach ihm.

„Herr von Pfaffenberg," rief der Kanzler, „Sie vergessen, in wessen Gegenwart Sie sich befinden."

Louis drückte die Hand vor die Stirn und bemühete sich, seine Fassung wieder zu erlangen. Er wendete sich zur Kaiserin:

„Ich habe keine Worte, um Eurer Majestät Verzeihung für mein Benehmen anzuflehen! Ich werde mich aber nie wieder so vergessen."

„Sind Sie unwohl?" fragte Elisabeth in gnädigerem Tone, als sich mit der strengen Miene vertrug, welche die Stirn des Kanzlers zeigte.

„Ich war es," entgegnete Louis, immer noch höchlich verlegen, „aber es ist mir jetzt wieder vollkommen wohl. Wenn seine Excellenz mir die Unterbrechung verziehen hat, darf ich Eure Majestät vielleicht bitten, ihm zu befehlen, daß er fortfahre."

Das Stirnrunzeln des Staatsmannes war indessen kein Zeichen von Mißfallen über die Verletzung des Anstandes von Seiten des jungen Secretairs gewesen. Er hatte durch das Benehmen der Kaiserin und ihrer Favoritin die Ueberzeugung gewonnen, daß, wer auch dieser junge Mann sein mochte, sie die Absicht hatten, ihn zu dem betrogenen Nachfolger des verstorbenen von Ottelinens Schönheit ebenfalls geblendeten Grafen von Altheim zu machen. Zinzendorf war als Glied der alten österreichischen

Aristokratie ein geheimer Feind der Prätensionen, welche die bürgerlich geborene Otteline machte, denn er wußte, daß ihr der Adel des Gemüths eben so fremd war, als der der Geburt, obschon sie Ehrgeiz genug besaß, um sich, wenn es die Umstände sonst gestattet hätten, sogar über ihre Gebieterin zu erheben.

Dabei hegte er auch einen geheimen Groll gegen die Kaiserin wegen der Hartnäckigkeit, mit der sie ihre übermüthige Favoritin in die Reihen des österreichischen hohen Adels hineinzudrängen suchte. Die Favoritin selbst verachtete er, und die seltsame Gefühlsäußerung, zu welcher Louis sich so eben hatte hinreißen lassen, vollkommen verstehend, beschloß er, ihn einen noch fernern Einblick in den Charakter seiner intriguanten Geliebten thun zu lassen.

Nachdem der junge Mann daher seine Entschuldigung hervorgestottert, verneigte sich Zinzendorf, und nachdem er einen Wink von der Kaiserin erhalten, in seinen Bemerkungen fortzufahren, wendete er sich zu der Gräfin, deren forschende Augen auf das so plötzlich bleich gewordene und abgewendete Gesicht ihres Geliebten geheftet waren.

„Also," hob der Kanzler lächelnd wieder an, „Sie erbrachen den Brief."

„Ja," entgegnete die Favoritin, wieder eine würdevolle Miene annehmend, „und da ich aus dem, was

Sie soeben selbst gelesen haben, ersah, daß man gegen einige der geheimen Diener der Kaiserin Etwas im Schilde führte, so wagte ich, als ihre kaiserliche Majestät mich heute Abend mit ihrem Besuche beehrte, sie darauf aufmerksam zu machen, daß es räthlich sein dürfte, diesen Brief Ihnen zu zeigen."

„Das war von Ihnen sehr schlau gehandelt," entgegnete Zinzendorf.

„Bewunderswürdig!" rief die Kaiserin. „Es ist stets gut, zu erfahren, mit welchen Absichten der Feind umgegangen ist, auch nachdem er die Schlacht bereits verloren hat."

Elisabeth fügte noch einige Bemerkungen über die Schnelligkeit hinzu, mit welcher die persönliche Zuneigung zu Werke zu gehen pflegt, und sagte: „Sie handelt, während bloße Klugheit überlegt."

„Ich freue mich, den Beifall Eurer Majestät und seiner Excellenz zu vernehmen," entgegnete die Gräfin, indem sie einen Seitenblick auf das eine sonderbare Zerstreuung verrathende Gesicht ihres Geliebten warf. „Ich sehe hierin eine unwiderstehliche Sanction meines Grundsatzes, daß wahre Liebe ein Impuls ist, gegen dessen Gebote keine Berufung gilt. Er ist allmächtig oder er ist Nichts. Meine Souverainin und mein Gatte,"— dieses letzte Wort sprach sie in zitterndem Tone — „müssen Eins wie das

Andere die Schiedsrichter meiner Handlungen und meines Lebens sein."

„Und auch Ihrer Ehre, Madame!" bemerkte der Kanzler mit beißendem Lächeln.

Erstaunt über den Ton dieser Bemerkung und eifersüchtig auf jeden, wenn auch versteckten Tadel vor dem Manne, vor welchem sie alle ihre Reize zur Geltung zu bringen wünschte, ließ sie, doch nur einen Augenblick lang, die Flamme des Zornes aus ihren Augen leuchten. Louis bemerkte diesen Blick, der gleich einem Blitze auch in seine Seele drang.

Mit stolzer Miene sich emporrichtend, sagte die Gräfin:

„Meine Ehre ist meinen Freunden geweiht und es würde ihnen übel anstehen, sie zur Sklavin ihrer Feinde zu machen. Ueberdies," setzte sie mit verächtlichem Lächeln hinzu, „sind Kriegslisten notorischer Weise im Kabinette ebenso erlaubt wie im Felde."

„Wollten wir uns nicht Alle früher oder später zu Ihrem Glauben bekennen, Madame," entgegnete der Kanzler sich verneigend, „so würden wir allerdings auf dem einen wie auf dem andern Schauplatze eine traurige Rolle spielen. Deshalb verzeihen Sie gewiß einem alten Praktikus, wenn er einen jungen Schüler ein wenig auf die Defensive stellt. Während wir aber das gewandt und gut ausgeführte

Manöver billigen, müssen wir auch überlegen, was wir nun mit dem Briefe anfangen."

„Geben Sie ihn mir, Graf," sagte die Kaiserin, indem sie den Brief ihm aus der Hand nahm und, von seinem Benehmen gegen ihre Favoritin eben nicht angenehm berührt, hinzusetzte: „Die Todten können nicht reden!"

Mit diesen Worten zündete sie den Brief an einer Lampe an und warf dann den noch glühenden Zunder in das wallende Becken einer kleinen Fontaine des Treibhauses, in deren Nähe die Kaiserin stand.

Louis hörte, schauete und erstaunte. Er hörte und schauete das Weib, das noch vor wenigen Augenblicken in seinen Augen so überschwenglich liebenswürdig gewesen, und wunderte sich, daß ihre Stimme jemals wohlklingend an sein Ohr geschlagen, daß ihre Züge ihm jemals anders erschienen als schroff und abstoßend. Entsetzt über Das, was er jetzt von ihr und von sämmtlichen drei Personen gehört und gesehen, und schaudernd bei dem Gedanken, wie nahe er vor wenigen Minuten daran gewesen, einer Person von so verabscheuungswürdigen Grundsätzen unwiderrufliche Treue zu schwören, segnete er im Stillen die Warnung, welche Ignatius ihm ertheilt.

Während er so noch einige Zeit mehr wie ein

Automat als wie ein lebendes Wesen dastand, hörte er von der Conversation Nichts weiter, bis die Kaiserin die Berathung aufhob und beim Scheiden ihm zuflüsterte:

„Morgen wird Ihnen Ihr künftiger Rang notificirt werden. Also zum letzten Male, adieu, Chevalier von Pfaffenberg.“

Louis drückte ihre Hand mechanisch an seine Lippen und entfernte sich, ohne weiter einen Blick auf seine noch vor Kurzem angebetete Otteline zu werfen.

Zinzendorf war zufrieden mit Dem, was er gethan, um dem unverdorbenen jungen Manne die Augen zu öffnen, und ohne sich durch eine weitere Bemerkung über Das, was vorgegangen, in eine schiefe Stellung zu bringen, wünschte er ihm an der Thür der Galerie gute Nacht.

Louis eilte durch die übrigen Gänge, als ob er durch die Schnelligkeit der Bewegung den Gedanken entfliehen könnte, welche sich wie Harpyen an sein Herz klammerten. Die Glocke des Palastes schlug Ein Uhr, und da gleichzeitig überall die Lampenwärter zum Vorschein kamen, um die Laternen auszulöschen, so war bald Alles in jenes Dunkel gehüllt, welches der Stunde der nächtlichen Ruhe geziemt.

Louis ging über den großen Hof nach dem

Portal, an welchem, seinem Befehle zufolge, sein Wagen ihn erwarten sollte.

In dem Augenblicke, wo er aus der Thür hervortrat, ward er von dem starken Arme eines Mannes umschlungen. Was für ein Mann es war, konnte er nicht sehen, denn die Nacht war stockfinster und einige noch brennende Laternen zu entfernt, um mehr Licht zu verbreiten als eben hinreichte, um sehen zu lassen, wo der Wagen stand.

Ehe er auch nur einen Versuch machen konnte, sich aus dem Arme, der ihn gefaßt hielt, loszuwinden, flüsterte der Unbekannte ihm in's Ohr:

„Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, so kehren Sie heute Nacht nicht in das alte Schloß zurück. An der Vorhalle desselben lauern die Feinde Ihres Vaters."

Ehe Louis eine Antwort geben konnte, fühlte er seine Arme wieder frei und war allein. Aber es war das treue Herz Wharton's gewesen, welches an dem seinen geschlagen; es war seine wohlbekannte Stimme, welche diese zweite Warnung ausgesprochen. Louis sah sich um und horchte. Er sah aber Nichts als die undeutlichen Umrisse seines Wagens, und hörte Nichts als das Stampfen der Pferde, welche immer ungeduldiger wurden.

„Kutscher," sagte er, während er in den Wagen

sprang, „fahrt nach der Wien, dort werde ich Euch weitere Befehle geben.“

Der aufgefangene Brief, welcher die strahlende Vision der Liebe, die noch vor wenigen Minuten sein Herz erfüllt, verscheucht hatte, erschien ihm jetzt als ein Beweis von dem zuverlässigeren Wesen der Freundschaft. Eben so bestätigte er die rechtzeitige Warnung, die ihm Wharton brieflich zugehen lassen, und Louis konnte daher, — selbst wenn es ihm möglich gewesen wäre, an irgend Etwas zu zweifeln, was von Wharton kam, — über die Wahrhaftigkeit der ihm soeben zugegangenen ferneren Mittheilung nicht länger mehr im Zweifel sein.

Ehe er noch überlegte, welchen Gebrauch er davon zu machen habe, konnte er sich nicht enthalten, die unverbrüchliche Uneigennützigkeit seines vielverläumdeten Freundes mit Dem zu vergleichen, was die Personen, welche ihn mißachteten, in Bezug auf sein Verhalten in solchen Umständen vorausgesetzt haben würden.

„Ja,“ rief er, „edelmüthiger Wharton, trotz alles Dessen, was die Welt sagt, schließt meine Seele sich immer fester an die Deine! O, was hatte ich mit der Liebe zu thun, — mit dem Lächeln und den Zauberkünsten der Frauen? Warum wollte ich meine Seele hingeben, um mich in weibischen Sentimenta-

litäten zu wiegen, während ich einen solchen Freund habe, der mein ganzes Herz mit männlichen Bestrebungen, mit Hingebung an die Tugend allein erfüllte? Ich verabscheue meine Schwäche, — meine Eitelkeit, die sich so leicht in das Netz locken ließ. Denn obschon ich sah, daß sie schön ist, und obschon ich sie für liebenswürdig hielt, so rührte diese wunderbare Vollkommenheit mein Herz doch nicht eher, als bis sie mich anlächelte und mir Blicke zuwarf, — o ich will mich nicht wieder daran erinnern, was für Blicke es waren," rief er, indem er sich vor die Stirn schlug, „damit die Thorheit, die sie in mir herauf beschworen, mich nicht wieder packe! O Weib! o trügerische Sirene, Du warst eine Versucherin von Anbeginn, — ein Wesen, geschaffen, um die Tugend des Mannes auf die Probe zu stellen und ihn die Bande fühlen zu lassen, welche ihn an diese eitle Erde fesseln, während die Freundschaft, die göttliche Verschmelzung der Seelen, seinem unsterblichen Geiste beweis't, daß er vom Himmel stammt!"

Louis war noch in diese Gedanken versunken, als der Wagen hielt und der Kutscher weitere Befehle verlangte.

„Ich will hier aussteigen," sagte Louis; „Ihr könnt mit dem Wagen nach dem Colleg zurückkehren und für heute ausspannen."

Der Kutscher gehorchte und Louis sah sich nun allein auf der Straße. Er wußte, daß er nicht weit von einem der Thore war, welche nach der Vorstadt Wieden hinausführen. Trotz der Gefahr, welche ihm drohete, wenn er sich dem alten Schlosse näherte, konnte er es doch mit dem in ihn gesetzten Vertrauen nicht in Einklang bringen, diese Nacht nicht dahin zurückzukehren. Er hätte dadurch diesen großen Aufbewahrungsort von Staatsgeheimnissen den Räubern preisgegeben, welche, wenn sie ihn das zweite Mal verfehlten, vielleicht auf den Einfall kamen, in das Haus selbst einzudringen.

Dasselbe lag ganz einsam und er konnte nicht annehmen, daß Leute, die von allen seinen Schritten so gut unterrichtet waren, nicht wüßten, daß sich in dem alten Schlosse keine Diener weiter befanden als Gerhard und seit kurzer Zeit dessen Frau. Diese Nichts ahnenden Wächter, während die Gefahr so nahe war, allein zu lassen, wäre eine eben so offenbare Pflichtverletzung gewesen, als wenn er die sämmtlichen ihm anvertrauten Papiere selbst den Händen der Feinde seines Vaters überantwortet hätte.

Aus diesen Gründen hielt er es für seine Pflicht, sich sofort nach dem Schlosse zu begeben, aber nicht auf dem Wege, auf welchem man ihm wahrscheinlich auflauerte.

Als er das Thor der Vorstadt hinter sich hatte, überlegte er einige Secunden lang, welcher Umweg der sicherste sein würde, und entschied sich, einen Versuch zu machen, ob er vielleicht von der Hinterseite in das Schloß gelangen könne. War dies der Fall, so leistete er Alles, was die Klugheit verlangte, und blieb zugleich seinem Entschlusse treu, seinen Feinden nicht zu erlauben, durch seine übertriebene Aengstlichkeit um seine Person einen anderweiten Vortheil zu erlangen.

Der Weg durch den hinteren Theil der öden St. Xaviergasse war ein sehr mißlicher. Es hatte unlängst hier eine ziemlich bedeutende Feuersbrunst gewüthet und Louis durchschritt diese und noch einige andere Gäßchen, ohne nur einer einzigen lebenden Seele zu begegnen, die er hätte fragen können, welche Richtung er einzuschlagen habe, um an das Ufer der Donau zu gelangen.

Indessen schloß er auch zugleich aus diesem ringsum herrschenden Schweigen, daß er für seine Sicherheit in so weit Nichts zu fürchten habe, und fuhr daher fort, sich unter den Trümmern der Brandstätte weiter zu tasten.

Als er in den offenen Theil der Vorstadt herauskam, gab ihm der schwache Schimmer der Sterne jetzt, wo die dunkeln Schatten der Häuser aufhörten,

hinreichendes Licht. In einiger Entfernung rechts sah er die Wellen der Donau schimmern, während die dunkle Linie, welche die Aussicht links begrenzte, ihm verrieth, daß er hier die Allee vor sich hatte, welche direct nach dem Hinterhalte führte, den er vermeiden mußte.

Deßhalb schritt er weiter auf den Fluß zu, und nachdem er das Ufer erreicht, ging er dasselbe entlang nach dem Pfade, auf welchem man zu der Hinterseite des Schlosses gelangte. Nachdem er ungefähr eine Viertelstunde gegangen war, kam er in das kleine Gehölz, welches sich von der Gartenmauer nach der Donau hinabzog. Als er die Mauer selbst erreichte, fand er, daß sie ziemlich hoch und vollkommen senkrecht war. Ihm aber, der die überhängenden Felsen Northumberlands erklettert und von ihren Adlerhorsten mit dem sorglosen Auge der Sicherheit herabgeschauet, kostete es keine große Mühe, ein paar Fuß mehr oder weniger von irgend einem von Menschenhand errichteten Gebäude zu erklimmen. Die alten zerbröckelnden Steine bildeten Löcher, in welche er die Fußspitzen einsetzen konnte, und es dauerte nicht lange, so erreichte er den oberen Rand, sprang, — denn auf dieser Seite hatte die Mauer nur Brusthöhe, — in den Garten hinunter und eilte durch die

mit Gras bewachsenen Gänge rasch nach der vor dem Hause befindlichen Terrasse.

Er fand die Thür offen. Er trat ein, schob aber hinter sich die starken Riegel vor und tastete sich dann durch die rabenschwarze Finsterniß der Gänge nach der Küchenstube, wo er Gerhard seiner Rückkunft harrend zu finden glaubte. Der Diener saß schlafend in einem großen hölzernen Lehnstuhle neben einem jetzt ziemlich erloschenen Feuer, und eine fast bis auf den letzten Tropfen Oel reducirte Lampe flackerte auf dem Tische neben einer unangezündeten Kerze und einer Fackel.

Louis zündete die Kerze an und war einen Augenblick lang unschlüssig, ob er Gerhard wecken und sich von ihm bei der Untersuchung, die nun anzustellen war, begleiten, oder ob er Alles in Ruhe lassen sollte, bis er gesehen, ob die Laurer sich noch in der Vorhalle befänden. Er kam zu dem Schlusse, daß es am Ende doch wohl am räthlichsten sei, allein zu gehen, nahm daher das Licht und schritt nach der Hausflur, wo er sein Licht in einen Winkel setzte und dann geräuschlos die große Eingangsthür öffnete. Mit dem Pistol in der Hand schritt er über den Hof und erreichte das Thor. Das Holz, aus welchem dieses bestand, war indessen sehr dick und mit Eisen beschlagen, so daß er sich vergebens bemühete, ein

Geräusch oder Stimmen von der andern Seite zu vernehmen. Da er indessen Ignatius versichern zu können wünschte, daß er Beweise von der Richtigkeit dieser zweiten Warnung sich verschafft, so beschloß er weiter zu suchen. Mit diesem Vorsatze erkletterte er den einen Pfeiler des Thores und duckte sich hinter das große steinerne Wappenschild, welches auf der Mitte des Thorbogens angebracht war.

Er blickte verstohlen darüber hinab, bemerkte aber in der doppelten Nacht des mondlosen Himmels und des Schattens der Bäume durchaus Nichts. Dabei jedoch glaubte er ein leises Murmeln zu hören, wie von mit einander flüsternden Stimmen, doch konnte er sich nicht überzeugen, ob es nicht der Wind in den Zweigen sei. Er lehnte sich über das steinerne Schild, um genauer zu horchen, und wäre beinahe mitten unter seine Feinde hinabgestürzt, denn ein Theil des alten mürben Steinwerks wich und fiel prasselnd vor dem Thore auf das Pflaster hinab.

Zum Glücke hatte Louis sich an den hinter dem Wappen angebrachten eisernen Klammern festgehalten, so daß ihm auf diese Weise eine allzu genaue Kenntniß von den darunter stehenden Personen erspart ward.

Die Wirkungen dieses Zufalls belehrten ihn sofort, was ihm bevorgestanden hatte. Einige der

schweren Steinstücke waren einem der Laurer auf den Kopf gefallen, der sofort laut zu fluchen begann. Zugleich ließen sich noch mehrere andere Stimmen vernehmen und dazwischen eine befehlende, welche zur Ruhe ermahnte.

Mehr bedurfte Louis nicht, um überzeugt zu sein, daß er ohne den edelmüthigen Eifer Wharton's jetzt als Verwundeter, vielleicht Sterbender von den Dolchen dieser Banditen getroffen am Boden läge. Der, welcher durch das Hinabstürzen des Wappenschildes niedergeworfen worden, schien eine ernste Beschädigung erlitten zu haben, denn als seine Kameraden ihn aufzurichten versuchten, hörte Louis ihn die gräßlichsten Verwünschnngen gegen den Sieur Ignatius und die mit diesem, — nach seiner Meinung, — im Bunde stehenden Teufel ausstoßen. Die befehlende Stimme, welche sich schon vorher hatte hören lassen, entgegnete in begütigendem Tone:

„Na, sei nur ruhig, Spitzberg. Die Beulen, die Dir diese wahrscheinlich von einer Eule herabgeworfenen Steine geschlagen haben, werden nicht gar so gefährlich sein, und das Bürschchen, dem wir auflauern, kann nun nicht lange mehr ausbleiben."

„Er mag nur kommen!" grollte der Bandit; „ich renne ihn durch und durch."

„Ganz recht, das wird Dir Niemand wehren, aber verhalte Dich ruhig," wiederholte der Anführer.

Diesmal fand der Befehl Gehorsam, und Louis, welcher demzufolge glaubte, weiter Nichts erfahren zu können, kletterte vorsichtig wieder in den Hof hinab.

Obschon er keine Vorzeichen eines Angriffes auf das Haus selbst bemerkte, so versäumte er doch nicht, die Hausthür fest zu verriegeln, ehe er wieder sein Licht zur Hand nahm, um in die Küche zurückzukehren und seinen wachsamen Diener vollends zu Bett zu schicken.

Die Lampe war vollends ausgelöscht und Gerhard schlief noch fest. Als Louis ihn jedoch tüchtig an der Schulter schüttelte, fuhr er vom Stuhle auf, und als seine halboffenen Augen den Gegenstand seiner Wachsamkeit neben ihm stehen sahen, konnte er kaum glauben, daß er nicht noch träume. Louis befahl ihm, zu Bett zu gehen, und versprach ihm am Morgen zu sagen, wie er hereingekommen sei.

Gerhard gähnte und streckte die Arme aus, gaffte seinen jungen Herrn schlaftrunken an und sagte, es sei eine seltsame Geschichte. Er habe doch das Thor doppelt verschlossen und verriegelt, freilich aber sei der junge Herr ein Zögling des Sieur Ignatius und deshalb wolle er weiter Nichts darüber sagen.

„Nun denn gute Nacht," sagte Louis lächelnd, „und da Ihr Euch die Sache selbst zu Eurer Zufriedenheit zu erklären wißt, so genügt mir dies vollkommen. Bleibt nur Eurer vorgeblichen Gewohnheit treu und vergeßt nicht, alle Fenster und Thüren zu schließen, ehe Ihr einschlaft."

„O ich habe erst überall nachgesehen, ehe ich einschlief."

„Nun, wer hat denn dann die auf die Terrasse führende Thür aufgeriegelt?"

„Auf diesem Wege kommt Niemand in das Haus," entgegnete Gerhard, indem er Oel auf seine Lampe goß.

„Ich bin auf diesem Wege hereingekommen," entgegnete Louis.

Der alte Diener erstaunte über diese Mittheilung mehr als wenn man ihm gesagt hätte, der Secretair sei durch Anwendung eines vom Pater Ignatius gelernten Zauberspruchs zum Schlüsselloche hereingekrochen, denn seine Frau hatte ihn schon längst überzeugt, daß Ignatius ein arger Zauberer und Schwarzkünstler sei.

Louis folgte den trägen Schritten seines Dieners nach jeder Thür, welche aus dem Hause führte, und nachdem er sich überzeugt, daß alle fest verschlossen waren, wünschte er Gerhard „gute Nacht," und dieser

murmelte dasselbe, ohne sich weiter über die ungewöhnliche Vorsicht seines jungen Herrn den Kopf zu zerbrechen.

Louis begab sich in das Zimmer, in welchem sich die sämmtlichen seiner Obhut anvertrauten Staatsdocumente und übrigen Schriften befanden, und legte, da er weder Müdigkeit fühlte, noch zu schlafen wünschte, seine Pistolen auf den Tisch und schickte sich an, sich seinen so mannichfaltigen Gedanken zu widmen und wach zu bleiben, bis der Morgen anbräche.

Sechstes Kapitel.

Das Hotel der spanischen Gesandtschaft.

Als der Morgen anbrach, fand er den müden Geist des jungen Mannes fest ruhend unter den geschlossenen Augenlidern. Er hatte sich und seine schöne Geliebte wiederholt vor den Richterstuhl der Vernunft gestellt. Er strengte sein Gedächtniß an, um sich jedes Wort zurückzurufen, was er von ihr gehört, um dadurch in den Stand gesetzt zu sein, zu beurtheilen, in wieweit ihre früheren Gesinnungen mit ihrer letzten unbedingten Erklärung, daß die Räthlichkeit allen anderen Rücksichten voranzustellen sei, übereinstimmten, und zu seiner Bestürzung fand er, daß er sich nicht entsinnen konnte, einen einzigen edlen Gedanken aus ihrem Munde gehört zu haben, der nicht das Echo einer erst von ihm ausgesproche=

nen Meinung gewesen wäre. Auf dem Wege edler Gesinnung war sie ihm niemals vorangeschritten.

Wie ganz anders war dies der Fall bei seinen Unterredungen mit seinen nun fern von ihm weilenden Cousinen Cornelia und Alice gewesen! In jenem Cirkel herrschte die reinste Sympathie, und man brauchte nur zuerst das Wort zu ergreifen, um so glücklich zu sein, den Gedanken auszusprechen, der in jeder Brust lebte.

Für Louis, der zu den Füßen seines christlichen Lehrers in Lindisfarne gesessen, war es keine Entschuldigung, daß hingebende Liebe oder eifrige Freundschaft die Beweggründe gewesen waren, welche Ottelinen veranlaßt hatten, von den Geboten abzuweichen, welche die Gottheit dem Menschengeschlechte gegeben. Solche Gefühle waren gleichsam die Hügel des Paradieses, auf welchen der Mensch sein dankbares Herz ausruhen lassen konnte, aber es wölbte sich auch ein Himmel über ihnen, und als das flammende Schwert zwischen Louis und seinem irdischen Paradiese hindurch fuhr, war er sofort mit sich darüber einig, daß er ohne Murren gehorchen müsse.

Erst als die Sonne schon hoch am Horizonte stand, erwachte er aus dem Schlafe, der sich so spät auf ihn niedergesenkt. Er lag auf dem Fußboden ausgestreckt, mit dem Kopfe auf dem Arme ruhend.

Draußen schimmerte der geschäftige heitere Morgen, während in dem alten Gebäude die Einsamkeit und Unbehaglichkeit aus jeder Wand und jedem Zimmergeräth zu sprechen schien.

„Aber dennoch ist dies der Tag, der wonnige Tag," rief er, „wo der Zauber, der mich so lange gefangen gehalten, gelös't werden wird. Ich werde mich wieder in die geselligen Begegnungen meiner Mitmenschen mischen und mich der Freude und Erholung widmen können. Bis jetzt bin ich seit drei Monaten nur verstohlen umhergeschlichen, furchtsam vor jedem menschlichen Blicke zurückbebend, bis ich in einem schönen Phantom einen Schutzengel zu sehen glaubte! Nun aber zerstreuen sich die Nebel. Herrlicher, glänzender Morgen, ich begrüße Dich! Du wirst mir meinen Vater entgegenführen. Du wirst mich von dem wilden, fieberhaften Traume erlösen, in welchem mein Leben verflossen ist, seitdem dieses öde Haus der Vertraute meiner Gedanken ward."

So einer glücklichen Verwirklichung seiner heiligsten Wünsche entgegensehend, begab er sich in sein Zimmer, wo er sich umkleidete und auf die kommenden Ereignisse des Tages vorbereitete.

Als er in den Saal trat, trug Gerhard eben das Frühstück auf und meldete ihm zugleich, daß

Martini unten sei und einen Auftrag von dem Sieur auszurichten habe.

„Schickt ihn herauf," entgegnete Louis, dem viel daran lag, zu hören, daß Ignatius wohlbehalten in St. Pölten angekommen sei, so wie irgend Etwas zu vernehmen, was sich auf die Ankunft seines Vaters bezog.

Martini gehorchte dem Rufe sofort. Er sah sehr heiter aus, und sein Costüm, welches er unter einem weiten grauen ungarischen Mantel geflissentlich sehen ließ, war so glänzend, daß es sowohl wegen seiner Neuheit als seiner Kostbarkeit sofort Louis' Aufmerksamkeit auf sich zog. Früher hatte der Italiener einen dunkelbraunen Rock ohne alle weitere Ausschmückung getragen, sein heutiger aber war scharlachroth und prächtig mit Goldtressen besetzt.

„Aber Martini," rief Louis, „das ist ja ein förmliches Galakleid! Wahrscheinlich habt Ihr es dem erwarteten Gesandten zu Ehren angelegt. Verließt Ihr ihn wohl? Und was macht Euer Herr?"

Martini antwortete nicht, denn er war eifrig beschäftigt, sich in einem der alten großen Spiegel zu betrachten, die in dem Zimmer hingen. Louis wiederholte lachend seine Frage.

„Ich sehe dem Einzuge des Gesandten eben so gespannt entgegen, wie Sie selbst, Signor," antwor=

tete er. „Sie werden dann sehen, daß ich ein Recht habe, diese Livree zu tragen."

„Das habe ich nicht gewußt, Martini," entgegnete Louis, „aber Ihr habt mir noch nicht gesagt, wann seine Excellenz eintreffen wird?"

„Gegen fünf Uhr heute Nachmittag wird sie an dem Hotel der spanischen Gesandtschaft vorfahren und dorthin soll ich Sie geleiten, um ihn zu erwarten."

„Aber doch nicht in einem so prachtvollen Kleide, wie das Eure ist?" fragte Louis, indem er lächelnd die betreßte Weste betrachtete. Martini erröthete, warf einen stolzen Blick auf die Stickerei seines Kleides und rief:

„Signor, ich habe meinem Herrn viele Jahre lang gedient, und lange Dienste gelten bei manchen großen Männern mehr, als kurze Pflichten auf weit höheren Posten."

„Ich wollte, es machten sich alle großen Männer dies zur Regel," entgegnete Louis. „Sei't versichert, Martini, daß ich Eure erprobte Treue gegen Euern Herrn stets zu hoch achten werde, als daß ich jemals wünschen solle, Euch in seiner Gunst auszustechen. Doch jetzt beantwortet mir meine schon zweimal an Euch gerichtete Frage: Wie verließt Ihr ihn in St. Pölten?"

„Ich verließ ihn dort gar nicht," entgegnete Martini. „Er verließ mich gestern Abend, und trug mir beim Scheiden eine ganze Million Dinge auf, die alle besorgt werden sollten, ehe er wiederkäme."

„Also reis'te er allein ab?" fragte Louis mit einer Unruhe, die er sich nicht merken lassen wollte; „oder wer begleitete ihn sonst?"

„Vielleicht sind ihm einige von den Leuten des Gesandten eine Strecke Weges entgegengekommen. Ich weiß weiter Nichts, als daß er mich, nachdem er gegen Mitternacht einen Brief von Castanos erhalten, in sein Zimmer rief und, nachdem er mir die eben erwähnten Aufträge ertheilt, fortging, indem er mir sagte, ich würde ihn nicht eher wiedersehen, als bis wir uns heute Abend im Hotel der spanischen Gesandtschaft träfen."

„Und seitdem habt Ihr Nichts wieder von ihm gehört?"

„Nein, durchaus Nichts."

„Aber Castanos begleitete ihn wohl?"

„Das weiß ich nicht. Der sauerköpfische alte Spanier ging vor meinem Herrn fort und wollte mir nicht antworten, als ich ihn fragte."

Louis ward durch diese unbestimmten Mittheilungen durchaus nicht befriedigt. Die drohende

Sprache, die er in der letzten Nacht vernommen, und die ungewöhnliche Stunde, zu welcher Ignatius abgereis't war, erfüllten ihn mit allerhand Befürchtungen. Ohne auf die unruhige Miene des jungen Mannes zu achten, der ihm blos zuzuhören schien, fuhr der geschwätzige Italiener fort, das Hotel der spanischen Gesandtschaft, seine prachtvolle Ausstattung, das glänzende Gefolge, welches hier seinen künftigen Herrn bewillkommnen würde und das Gastmahl zu beschreiben, welches man für seinen Empfang vorbereitete.

„Ach," rief der entzückte Diener, „wer wird uns dort sehen und glauben, daß wir so viele Monate lang in jenem entsetzlichen Colleg geschmachtet und so viele Nächte durchgewacht haben!"

„Und dennoch," sagte Louis, indem er sich bemühete, seine Aufmerksamkeit von seinen Befürchtungen für Ignatius abzulenken, „scheint mir, als ob die Abgeschlossenheit des Collegs und die darin übliche strenge Lebensweise dem Geschmacke Eures Herrn besser zusagte, als das bunte, glanzvolle Treiben, welches Ihr so eben geschildert."

„Das mag sein, Signor," entgegnete Martini, „aber die Zeit verändert die Menschen, so wie die Menschen die Zeit verändern."

„Ich wünschte aber, Ihr hättet Euch um Euern

Herrn ein wenig mehr bekümmert," entgegnete Louis, indem er sich von seinem Sitze erhob. „Wirklich, Martini, da er schon ein Mal von einer Rotte Bösewichter angefallen worden ist, so hättet Ihr ihm nicht erlauben sollen, sich so ganz allein auf den Weg zu machen."

„Erlauben!" wiederholte der Italiener, „ich meinem Herrn Etwas erlauben! Der hat sich in seinem Leben Nichts erlauben lassen. Er hat stets gethan, was sein Wille ihm eingegeben hat, und ich wüßte nicht, welcher Mensch auf Erden es wagen dürfte, zu ihm zu sagen: Ich verbiete Dir, oder ich erlaube Dir!"

„Ihr versteht mich nicht. Ich meinte durchaus nicht, Euch eine wirkliche Herrschaft über den Sieur einzuräumen, aber hättet Ihr nicht um die Erlaubniß bitten sollen, ihn begleiten zu dürfen? Ihr wißt ja aus kürzlicher Erfahrung, daß man ihm nach dem Leben trachtet."

„Mein Herr befiehlt und ich gehorche, Signor!" entgegnete Martini; „dies ist die Pflicht, die er von mir verlangt, und er würde mich sofort aus seinem Dienste entlassen, wenn ich mich erbieten wollte, noch mehr zu leisten."

„Er muß ein Gott sein," entgegnete Louis, „wenn er fortwährend in so stolzer Einsamkeit lebt!

Ich dagegen bin zu sehr Sterblicher, als daß ich nicht um ihn besorgt sein sollte, und ich bitte Euch daher, mir Nachricht zu geben, sobald Ihr Etwas von ihm hört."

Martini antwortete in nachlässigem Tone, daß es bei dem Stande der Dinge unmöglich sei, eher Etwas zu erfahren, als bis der Zug eintreffen würde. „Aber," setzte er hinzu, „um fünf Uhr werde ich die Ehre haben, Sie nach dem Hotel der spanischen Gesandtschaft zu geleiten, und dort werden Sie ihn dann selbst sehen."

„Ich werde Euch erwarten," entgegnete Louis.

Auf Füßen so leicht wie sein Humor tanzte der Italiener aus dem Zimmer.

Louis sah ihm nach. Die Freude, nämlich die Freude des Herzens, äußert sich aber nicht laut, sondern lebt tief in der Seele und fordert zum Nachdenken auf. Louis' Phantasie fühlte sich, entzündet durch die glühende Liebe, die er stets für seinen Vater gehegt, aufgefordert, dieses Bild seines Götzendienstes wieder mit einem Heiligenschein vom reinsten Glanze zu umgeben. Der Vatername schien die Anbetung seines Herzens zu weihen. Es könne, dachte er, nichts Uebertriebenes darin liegen, den Mann zu lieben, dem er nächst Gott sein Dasein und seine Ehre verdankte, und in der Inbrunst seines Enthusiasmus

flehete er zu dem Allmächtigen, ihn durch Tugenden zu beglücken, die eines solchen Vaters würdig seien.

In Stunden wie diese lernte Louis den vollen Werth des Gebetes kennen, woran die Lehren des Pfarrers von Lindisfarne sein Gemüth gewöhnt hatten. Die himmlische heitere Ruhe, welche stets auf der Stirn des ehrwürdigen Mannes geschrieben stand, war der beste Beweis von der Richtigkeit seiner Ermahnungen.

„Mein Sohn," pflegte er zu sagen, „in Freude wie in Kummer laß den Geber Beider Deinen ersten Rathgeber sein. Sein gnädiger Geist ist bereit, das gefährliche Feuer der einen durch den thauigen Weihrauch eines dankbaren Herzens zu dämpfen, und die Schatten des anderen erhellt er durch das Licht des Glaubens und der Hoffnung."

Louis gestattete jedoch der Betrachtung künftiger hoher Pflichten nicht, die Ausführung gegenwärtiger, wenn auch unbedeutender, in den Hintergrund zu drängen. Er ordnete die in seinem Schreibzimmer liegenden Papiere, um sie sodann in einem abgelegenen Closet in einem fernen Theile des Schlosses zu verwahren, wo sie, wie er glaubte, vor Neugier oder Raub sicher wären, bis ihm aufgetragen werden würde, sie wo anders unterzubringen.

Während die Zeit herannahete, wo er nach dem

spanischen Gesandtschaftshotel abgeholt zu werden erwartete, sah er immer und immer wieder nach der Uhr. Als aber nur noch Minuten zwischen seinen Wünschen und dem Schlage der verhängnißvollen Stunde lagen, behielt er die Uhr in der Hand und ging mit klopfendem Herzen im Zimmer auf und ab. Er hörte Tritte auf dem Corridor. Er eilte nach der Thür — es war Martini.

„Ist er da?" rief Louis auf ihn zueilend.

„Nein," entgegnete der Italiener. „Aber machen Sie schnell! Ich erwarte die Cavalcade jeden Augenblick, und Ihr Wagen steht am Thore."

Louis schien aus der Hausflur bis zum Wagen Einen Schritt zu thun. Nachdem er darin Platz genommen, sprang Martini ebenfalls hinein. Der muntere Diener schwatzte mit seiner gewöhnlichen Zungenfertigkeit; was er aber sagte, wußte sein Zuhörer nicht, denn dieser hörte nur die laut in seinem Innern sprechenden eigenen Gedanken.

Der Wagen hielt. Louis glaubte, die Pferde müßten geflogen sein, und Martini rief:

„Hier ist das Hotel der spanischen Gesandtschaft."

Louis rüttelte sich auf und sah sich um. Er befand sich in dem Hofraume eines prachtvollen Gebäudes, unter dessen Colonnaden und Porticus eine

Menge reich gekleideter Diener sich hin und her bewegten. Die geräumigen Thore des Hauses standen weit geöffnet. Louis sprang aus dem Wagen und eilte, ohne auf die Personen zu achten, die sich verneigten, während er an ihnen vorbeiging, durch die große Vorhalle. Martini schritt ihm voran die Treppe hinauf nach einer Reihe prachtvoller Gemächer. In dem ersten und zweiten sah er mehrere in Wien wohnhafte spanische Kaufleute, welche begierig auf die Ankunft eines Gesandten warteten, der die Wiederherstellung aller ihrer Privilegien ausgewirkt, die ihnen entrissen worden, als die österreichische Herrscherfamilie der spanischen Krone verlustig ging. Das nächste Gemach war ein mit königlicher Pracht ausgestatteter Salon.

„Hier, Signor," sagte der Italiener, „müssen Sie die Befehle des Herzogs von Ripperda erwarten."

Und ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, verneigte er sich flüchtig und eilte davon.

Louis ward von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, bis endlich sein lauschendes Ohr den Schall von Hufschlägen und das verworrene Gesumme einer herannahenden Menschenmenge vernahm.

Er eilte nach dem Fenster und erblickte einen Zug Reisewagen mit dem Gefolge des Gesandten

durch das große Thor hereinrasseln, während der Hofraum sich mit einer ungeheuern Zuschauermasse und einem langen Zuge Reiter in prachtvollen spanischen Uniformen füllte.

Gleich hinter den letztern erschienen sechs reichgeschirrte Pferde, die einen mit einer Herzogskrone geschmückten Wagen zogen.

Weiter sah Louis Nichts. In diesem Wagen befand sich sein Vater. Er fuhr vom Fenster zurück. Die Luft hallte wider von Beifallsgeschrei. Er drückte die zusammengefalteten Hände auf sein Herz, welches fast zu bersten drohete.

Noch einige Minuten vergingen und Martini kam in das äußere Zimmer hineingeeilt, wo die Kaufleute warteten.

Die Thür stand offen und Louis hörte ihn sagen:

„Seine Excellenz der Gesandte!"

Den nächsten Augenblick sah er einen Mann von so fürstlicher Haltung und Würde sich freundlich gegen die sich um ihn drängenden dankbaren Spanier verneigen, daß Louis sofort überzeugt war, dies sei sein Vater.

Seine Füße waren wie an den Boden gewurzelt, seine Augen auf die erhabene, majestätische Ge-

stalt geheftet, aber mit dem geblendeten Blicke begierig erwartender Freude.

Die Menge theilte sich, um ihrem Wohlthäter Platz zu machen, und allein schritt er in den Salon hinein. Die Thür ward hinter ihm geschlossen, und während der hellstrahlende Stern seines Glückes aus seinem männlich schönen Antlitze zu leuchten schien, that er einen eiligen Schritt vorwärts und streckte seinem Sohne die Arme entgegen. Mit einem Freudenrufe, in welchem man nur die Worte „Mein Vater!“ unterschied, stürzte Louis auf ihn zu und sank an seine Brust. Der Herzog schloß ihn in seine Umarmung, aber das allzustürmisch bewegte Herz hatte fast aufgehört zu schlagen und mit feuchter Wange berührte er die stummen Lippen seines zu glücklichen Sohnes.

Siebentes Kapitel.

Die Erzählung des Herzogs von Ripperda.

Als Louis die Augen wieder aufschlug, sah er sich auf einem weichen Ruhelager in einem prachtvollen Schlafzimmer und umgeben von den Aerzten, welche das Gefolge seines Vaters von Madrid aus begleitet hatten. Nach wenigen Minuten sah er sich wieder im Besitze aller seiner Geisteskräfte und suchte, als er sich umsah, nicht vergebens die edle Gestalt, deren väterliche Umarmung er noch an seinem Herzen fühlte. Als der Herzog sah, daß sein Sohn sich wieder erholt hatte, winkte er den Anwesenden, das Zimmer zu verlassen. Louis wollte aufstehen, sein Vater aber wehrte es ihm durch eine Bewegung der Hand und nahm neben ihm Platz. Sie waren jetzt ganz

allein. Der Herzog hatte die Hand seines Sohnes ergriffen und dieser küßte ihm ehrfurchtsvoll die seine.

„Ach, mein Vater," rief er, „wenn Worte Alles aussprechen könnten, was in meinem Herzen Dir entgegenschlägt!"

Und Thränen benetzten die Hand, welche er immer und immer wieder mit seinen Küssen bedeckte.

„Louis," sagte der Herzog.

Louis fuhr zusammen und schauete sich um, dann wendete er sich zu seinem Vater. Ripperda betrachtete schweigend die fragenden Bewegungen seines Sohnes.

„Mein Vater," sagte Louis, „hörte ich nicht so eben den Sieur Ignatius mit mir sprechen?"

„Du hörtest die Stimme Deines Vaters," entgegnete der Herzog und lächelte. Es war das Lächeln, welches Louis niemals auf einem andern Munde außer auf einem einzigen gesehen. Er sah seinem Vater mit forschendem Blicke in's Gesicht. Ripperda hatte noch seinen Federhut auf. Er nahm ihn ab, um sich genauer betrachten zu lassen. Louis fühlte, daß die Stimme und das Lächeln das des zurückhaltenden Ignatius war, das Gesicht aber, welches er vor sich sah, strahlte von männlicher Schönheit und dem unverstellten Bewußtsein hohen Verdienstes. Obschon die Aehnlichkeit in zwei Beziehungen so außerordentlich

war, so hatte doch Louis, da in jeder andern Hinsicht die Unähnlichkeit eben so auffällig war, keine Ahnung von der Wahrheit, und in der Meinnng, daß der Jesuit vielleicht einer berühmten spanischen Nebenlinie der Familie Ripperda angehöre, entgegnete er:

„Aber wo ist der Sieur? Deine Stimme, mein Vater, gleicht so genau der seinen, daß ich ihn wahrscheinlich nicht blos als Deinen treuen, zuverlässigen Freund, sondern auch als einen nahen Verwandten achten muß! Aber wo ist er? Aus vielen Gründen liegt mir viel daran, zu wissen, ob ihm nichts Uebles begegnet sei."

„Es ist ihm nichts Uebles begegnet," entgegnete der Herzog, „es gereicht mir zur nicht geringen Freude, daß Du Dich gedrungen fühlst, diese Frage an mich zu thun."

„O, mein Vater," antwortete der Sohn, „obschon ich vielleicht mich nicht immer so benommen habe, wie der Sieur Ignatius es verlangte, so hoffte ich doch, Du würdest nicht daran zweifeln, daß ich niemals einen Mangel an Ehrerbietung gegen ihn an den Tag legen würde."

„Daran habe ich auch nicht gezweifelt," hob der Herzog wieder an. „Da Du aber in Bezug auf die wirkliche Stellung und Autorität dieses Mannes gewisse Zweifel hegtest und den Charakter Deines

Vaters ganz richtig auffaßtest, während Du monatelang Befehlen gehorchtest, die keinen Widerspruch duldeten, und Du oft daran zweifeltest, daß der Baron von Ripperda seinen Sohn wirklich einer so ununmschränkten und doch untergeordneten Macht unterwerfen könne, — wie kam es, frage ich, daß Du niemals ahntest, der räthselhafte Ignatius und Dein Vater seien eine und dieselbe Person?"

„Wie?" rief Louis, kaum wissend, daß er gesprochen, während in zögerndem Erstaunen sein Auge eiligst die erhabene Gestalt vor ihm überflog. Sie glich in der That der des Sieur Ignatius und war imposant und majestätisch in allen ihren Verhältnissen, dabei aber von einer weit jugendlicheren Kraft und Grazie beseelt. Keine Spur von Alter störte die stolze Symmetrie des Gliederbaues, keine von der Zeit gezogene Furche zeigte sich auf der hohen Stirn, von welcher jetzt die dunkle Farbe verschwunden war, mit der er sich Gesicht und Haar gefärbt, und die Augen glänzten wie der Himmel, dessen Farbe sie nachahmten. An der Seite der Stirn unter dem Haare erkannte Louis die Narbe, welche von der Wunde herrührte, die ihm unter dem Porticus des Jesuitencollegiums von dem Dolche der Meuchelmörder beigebracht worden. Er schauderte, als er bedachte, welchen Ausgang diese Verwundung hätte nehmen können, und wie

entsetzlich sein Schmerz gewesen wäre, wenn er gewußt hätte, daß es die Hand seines Vaters war, die in jenem dunklen Zimmer so krampfhaft die seine faßte. Er konnte nicht sprechen, aber sein Auge und seine zitternde Lippe verriethen Alles, was in seinem Herzen vorging.

„Es war nothwendig," hob der Herzog wieder an, „daß die Unterhandlung mit Oesterreich auf schleunigem und geheimem Wege geführt ward. Die Königin schlug vor, daß ich unter einem angenommenen Namen die Sache führen sollte. Ich verließ Madrid, während ich geflissentlich aussprengen ließ, ich sei in Angelegenheiten des Ostseehandels nach Rußland gereis't. Als ich mich einschiffte, entließ ich alle meine Diener und Begleiter bis auf Castanos und Martini. Diese Beiden waren mir für mein Unternehmen wesentlich nöthig. An demselben Tage legte ich Jesuitenkleider an und machte mich mit meinem Beglaubigungsschreiben in der Tasche auf den Weg nach Wien. Außer den von mir genannten Personen war nur die Kaiserin Elisabeth in das Geheimniß eingeweiht. Ihr Vertrauen auf mich war die Ursache, daß man überhaupt den Gedanken an eine solche Unterhandlung faßte, und ihr eigenes Interesse bei einigen der in Frage befangenen Punkte verbürgte mir ihre Verschwiegenheit, — wie Alles zu Stande

kam und gelang, weißt Du. Während ich aber diese großen Erfolge für mein Vaterland errang, benutzte ich zugleich diese Gelegenheit, meinem Sohne seine erste Lection in der Wissenschaft zu ertheilen, zu welcher das Schicksal ihn bestimmt hat. Louis, ich bin vollkommen mit Allem zufrieden, was Du geleistet hast. Aber Du hast noch viel zu lernen und noch mehr zu üben. Du sollst jetzt Dich in die Welt hineinstürzen, um mit zwei einander entgegenströmenden Strudeln zu kämpfen, — mit der Pflicht und mit dem Vergnügen. Höre mich an und präge Das, was ich Dir sagen werde, Deinem Herzen tief ein. Ordne das Eine dem Andern unter, laß mich sehen, daß Deine Wahl die des Herkules ist. Du wirst Vielen begegnen, die Dich zum Gegentheile bereden wollen, aber vergiß nicht, daß Dein bester Führer Der ist, welcher an Deinem Wohlergehen das meiste Interesse hat, und deshalb, Louis, verlange ich Dein unbedingtes Vertrauen.“

Während Ripperda fortfuhr zu sprechen, dachte sein Sohn bei sich selbst:

„Wenn die Züge meines Vaters durch die düsteren Mienen des Jesuiten entstellt wurden, so war sein Geist doch noch unkenntlicher maskirt; denn es ist mir fast unmöglich, den strengen, despotischen

Ignatius in den sanften Mahnungen dieses gütigen Vaters wiederzuerkennen.

„O mein Vater," rief er, indem er sich dem Herzoge an die Brust warf, „Du besitzest das Herz Deines Sohnes, und wo wäre in diesem ein Gedanke, der Dir verborgen wäre?"

Ripperda lächelte.

„Louis," sagte er, „diese leidenschaftlichen Regungen sind überzeugende Beweise Deiner südländischen Herkunft, — aber ahme Deinem Vater nach. Du mußt Dein spanisches Blut durch einen gewissen Grad von dem Phlegma des Landes kühlen, in welchem Du Deine Erziehung erhieltst. Bei der einen Hälfte der Menschheit würde dieses Gefühl lächerlich erscheinen, weil sie es nicht verstünde, während Die, welche es verstünden, es als den Verräther Deiner Geheimnisse belauern und dadurch ihre eigenen zu sichern wissen würden. Das Herz ist die Citadelle des Mannes, und nur beim schwachen Weibe ein freies, offenes Land. Ueberhaupt liegt vielleicht in allen heftigen Kundgebungen des Gefühls ein allzu großer Anflug von Weiblichkeit!"

Ripperda lächelte wieder, aber sein Lächeln hatte zugleich etwas Gedankenvolles, als er diese letzten Worte sprach.

Louis fühlte nicht, daß dadurch sein Herz ge-

zügelt werden sollte, doch antwortete er ehrerbietig:

„Ich wagte, diese Empfindsamkeit meinem Vater zu zeigen, weil ich hoffte, er werde wissen, daß es mir nicht an geistiger Kraft fehlt, um zu beweisen, daß ich ein Mann bin.“

„Sehr wahr, Louis, dies aber ist ein Charakter, der nicht gelegentliche Beweise nöthig haben darf, sondern sich in unabänderlichem Gleichbleiben des Benehmens kundgeben muß.“

Louis sah seinen Vater an.

„Eins meiner Bücher ist das menschliche Antlitz,“ hob der Herzog wieder an, „und Deins ist gegenwärtig sehr leserlich. Ich verlange nicht von Dir, daß Du Dein Wesen ändern, sondern blos, daß Du die Impulse desselben beherrschen lernen sollst. Schmeicheleien sind zwischen Männern verbannt, weil sie sofort auf Heuchelei schließen lassen. Jeder kann den Schmeichler spielen, aber die nüchterne Miene wirklicher Treue und Ergebenheit läßt sich nicht so leicht nachäffen. Bei einer ruhigen, gemäßigten Unterredung schaut man seinem Genossen in die Augen. Wenn aber das Herz sich durch aufgeregte Nerven verräth und der Kopf sich in Uebereinstimmung damit bewegt, wie kannst Du dann einen Zugang zu der Seele finden? Der Mann verlangt daher von dem

Manne das ruhige, gemessene Antlitz und überläßt dem Weibe jenen schmeichelnden Enthusiasmus, welcher Zärtlichkeit ausdrücken, Bescheidenheit verschleiern oder ein trügerisches Herz maskiren kann. Daher, mein Sohn, sehen wir uns in der Liebe öfter getäuscht als in der Freundschaft, doch mußt Du Dich bei beiden wohl vorsehen."

Louis fühlte bei diesen letzten Worten einen Stich im Herzen. Indem er jedoch jeden Anschein von Unruhe unterdrückte und nur den freundlichen Druck der Hand seines Vaters zurückgab, rief er:

„In allen Dingen, mein Vater, werde ich mich bemühen, Deinem Rathe zu folgen. Verschmähe aber nicht den Ausdruck einer Liebe, die keinen theureren Gegenstand kennen mag als Dich."

„Ich verschmähe ihn nicht, nur zügeln möchte ich ihn; denn Du mußt Dich an Selbstbeherrschung gewöhnen. Bleibe bei dem Vertrauen, welches Du mir erklärt hast. Laß mich in der That und Wahrheit den Bewahrer aller Deiner Gedanken sein, und obschon ich in manchen Fällen mich mißbilligend aussprechen mag, so wirst Du doch niemals Ursache haben, in Deinem Vater den Sieur Ignatius zu erkennen."

Das Lächeln, welches so oft den dunklen Mund des Sieur erleuchtet, strahlte wieder sonnenhell auf

dem schönen Antlitze Ripperda's. Louis hätte sich wieder in seine Arme werfen können, aber er gedachte der Lehre, die er soeben empfangen, und drückte blos die Hand, die er in der seinen gefaßt hielt, an seine dankbaren Lippen.

Ripperda benutzte die noch übrige Zeit, welche er jetzt bei seinem Sohne zubrachte, um ihm Instructionen in Bezug auf ihre gegenwärtige Situation in Wien zu geben. Er sagte ihm, daß er nun, kraft seines wiederhergestellten Ranges, Marquis de Montemar sei und daß die königlichen Majestäten von Spanien ihn zum Legationsrathe bei der gegenwärtigen Gesandtschaft ernannt hätten.

„Du bist noch sehr jung für ein so verantwortungschweres Amt," fuhr der Herzog fort, „aber die Königin weiß, auf welche gewandte Weise Du während meiner Krankheit meine Stelle vertratest, und sie selbst schlug dem Könige vor, Deinen Eifer auf diese Weise zu belohnen. Die Höfe beider Länder wissen von diesem Grunde Nichts, deshalb mußt Du durch würdevolle Haltung ersetzen, was Dir an Jahren und in dem Auge der Uneingeweihten an früheren Verdiensten abgeht. Die Welt wird einmal durch den Schein regiert."

Ripperda sprach hierauf über die Ursachen und Bedingungen seiner Wiederaussöhnung mit Spanien,

und mit nicht geringem Erstaunen und Bedauern vernahm Louis, daß sein Vater auch wieder in den Schooß der in Spanien herrschenden Kirche aufgenommen worden. Er erlaubte sich, seine Ansichten über diese Mittheilung in einigen vorsichtigen Worten zu erkennen zu geben.

„Diese Religion war meine ursprüngliche Religion," entgegnete der Herzog, „der freigeisterische Unabhängigkeitssinn hatte mich jedoch in meiner Jugend zu den Grübeleien und Bedenklichkeiten der Reformation verleitet, und es bedurfte weiter Nichts als Zeit und Nachdenken, um mich wieder mit dem Glauben meiner Väter auszusöhnen. Zwei gelehrte Jesuiten in Madrid beendeten das Werk und ich bin jetzt ein so guter Katholik, als irgend einer in den spanischen Gebieten. Dieselben Lehrer bekehren vielleicht auch meinen Sohn, und dann, Louis, will ich alle meine Wünsche als erfüllt betrachten."

„Ich bin als Protestant geboren, mein Vater," entgegnete Louis, „und ich glaube, ich werde auch als solcher sterben."

„Sei, was Dein Gewissen Dir vorschreibt," entgegnete der Herzog, „nur vergiß nicht, daß Dein Vater und Dein König Katholiken sind, und Du wirst nicht ermangeln, ihre Kirche zu ehren."

Louis verneigte sich, zum Zeichen ehrerbietiger

Zustimmung. Bald darauf begab sich der Herzog in sein Audienzzimmer. Viele der alten spanischen Ansiedler in Oesterreich, welche hier seit der veränderten Thronfolge in Spanien auf mannigfache Weise bedrückt worden waren, warteten, um den Gesandten ihres Mutterlandes um seine Vermittelung zu ihren Gunsten beim kaiserlichen Hofe zn bitten.

Titel waren für Louis' Ehrgeiz niemals etwas Anderes als Symbole des Vorranges in höherer Beziehung, und deshalb gereichte es ihm auch zur hohen Befriedigung, den zeitweilig verlorenen Rang seines Hauses durch die Verdienste seines Vaters wiederhergestellt zu sehen. Als aber der Herzog von Ripperda das Zimmer verlassen hatte, versenkte sich das Gemüth seines Sohnes ganz und gar in das Glück, einen solchen Vater endlich gesehen zu haben und an sein Herz geschlossen worden zu sein. Daß der finstere Ignatius, vor dem er gezittert, während er ihn zugleich verehrte, und dieser gütige Vater eine und dieselbe Person waren, setzte ihn in Erstaunen, während es zugleich ihn zum Danke gegen den Himmel für die Erhaltung dieses Vaters, trotz der Gefahren seiner Verkleidung, aufforderte.

Indem er so über die vollständige Veränderung nachdachte, welche mit seinem Vater vorgegangen, seitdem er das Jesuitengewand abgelegt und sich der

Lehre erinnerte, die er unter beiden Gestalten von ihm gehört, — theils über die Politik, Etwas zu scheinen, was man nicht ist, theils über die Nothwendigkeit, die wirklichen Gefühle zu verbergen, — faßte er zugleich die Hoffnung, daß der Herzog von Ripperda vielleicht dem Herzoge von Wharton nicht so abgeneigt sei, wie der Sieur Ignatius es für räthlich gehalten zu thun.

In seiner nächsten Unterredung mit seinem Vater beschloß er daher, den Herzog zu erwähnen; denn trotz des Verweises, den er soeben erhalten, weil er seinen Gefühlen zu unverhohlen Raum gegeben, sehnte sein Herz sich doch, die Liebe und Dankbarkeit gegen den Freund zu äußern, der sein wiederholtes, anscheinend beleidigendes Meiden dadurch vergolten, daß er ihm zwei Mal das Leben gerettet.

Nachdem der Herzog von Ripperda seine spanischen Supplikanten entlassen hatte, begab er sich in einen Geheimerath der österreichischen Minister, um sich mit ihm über die Präliminarien bei dem Empfange seiner Majestäten zu besprechen.

Louis verließ sein Zimmer nicht eher, als bis er den Wagen seines Vaters wieder in den Hof rollen hörte. Es war jetzt gegen Zehn Uhr Abends, und er sah, daß die Colonnaden ringsum in allen Richtungen erleuchtet waren. Er eilte nach dem

großen Saale und begegnete dem Herzoge im Vorzimmer. Sie traten zusammen ein. Es waren mehrere Personen zugegen, welche Ripperda mit gleich ehrerbietiger Miene, obschon nach verschiedenen Graden der Etikette begrüßte. Ihr persönlicher Rang ward durch die Haltung eines Jeden deutlich bezeichnet, und als der Herzog Louis als seinen Sohn vorstellte, machten sie ihm Complimente, welche der junge Marquis fast nur durch ehrerbietige Verbeugungen beantwortete. Sein Vater ging sogleich nach dem Speisezimmer voran, und Louis folgte mit der übrigen Gesellschaft durch eine Reihe von prachtvollen Gemächern, in welchen eine zahlreiche Dienerschaft sich bewegte. Das Gastmahl war von der Art, die für den Herzog eine ganz gewöhnliche, für seinen Sohn aber eine ganz neue war. Die einfache Eleganz des Tisches bei seinem Onkel, dem Pfarrer, besaß allen wünschenswerthen Comfort; die gastfreie Tafel in Athelstone und Bamborough seufzte unter der Last der Delicatessen, und der mittelalterliche Pomp, den er bei den Bankets der Häuptlinge Schottlands gesehen, war der des Ueberflusses, mit einer etwas zu starken Beimischung von bacchantischer Lust. Hier aber vereinigte sich Alles, was elegant, gastfrei, kostbar und großartig war, zu einem imposanten Ganzen.

Das Benehmen Ripperda's gegen seine Gesellschaft war ebenso wie sein Gastmahl. Niemand konnte vergessen, daß er der erste Mann bei Tische war, die herablassende Grazie seiner Conversation aber und eine eigenthümliche Anrede, deren nur die Person, der sie galt, sich bewußt sein konnte, bezauberte einen Jeden durch die Ueberzeugung, daß er der ganz besonders bevorzugte Günstling sei. Louis' Aufmerksamkeit ward durch die beredte Conversation seines Vaters über eine Menge Gegenstände so in Anspruch genommen, daß er sehr wenig sprach und glaubte, die Zeit müsse Flügel gehabt haben, als der Herzog sich erhob und die diesem Zeichen gehorchende Gesellschaft seiner Excellenz gute Nacht sagte.

Als Louis sich anschickte zu folgen, hielt sein Vater ihn zurück.

„Dein Benehmen heute Abend hat mir im Allgemeinen gefallen," sagte er. „Die Ehrerbietung, welche Du den Personen bewiesest, welche, obschon sie bei der Gesandtschaft Stellungen bekleiden, die der Deinen untergeordnet sind, gleichwohl in höheren Lebensjahren stehen und sämmtlich Leute von guter Familie sind, wird Dir, während Du Dir dadurch keineswegs Etwas vergiebst, ihre Geneigtheit erwerben und den Neid abwenden, der außerdem geschäftig sein würde, Deine Fehler zu entdecken."

„Mein Vater," sagte Louis, „es lag durchaus nicht in meiner Absicht, diesen Herren etwas Anderes zu bezeigen als einfache Achtung."

Ripperda schüttelte den Kopf, aber nicht unfreundlich.

„Ich weiß, Du bist ein Mann, der genaue Distinctionen zu machen gewohnt ist, und daß wir uns über die Bedeutung einiger Ausdrücke noch zu verständigen haben. Indessen werde ich in gewissen Beziehungen Deiner Bescheidenheit und in andern wieder Deinem Stolze vertrauen."

„Mein Vater!" rief Louis.

Der Herzog lächelte.

„Ignatius würde uns über diese Schwierigkeit hinweghelfen," sagte er, „doch wünsche ich jetzt noch mit Dir über eine andere Art von Leuten zu sprechen. Morgen wirst Du einigen jungen Spaniern vom höchsten Range, Söhnen der ersten Granden, vorgestellt werden. Da sie Wien zu sehen wünschten, so sind sie dem Namen nach meiner Gesandtschaft attachirt, und obschon sie wohnen, wo sie Lust haben, so haben sie doch jeden Tag einen Platz an meinem Tische. Diesen Leuten mußt Du als Dir vollkommen ebenbürtig begegnen; hüte Dich aber, ihnen wirklich Dein Vertrauen zu schenken. Sie sind Deine künftigen Nebenbuhler bei Deinem Souverain. Gegen-

wärtig ist ihr Streben nur auf Vergnügen gerichtet, und während Du das eine große Ziel Deines Lebens, — ehrenvolle Auszeichnung, — unverrückt im Auge behältst, — mußt Du diesen jungen Leuten als eben so leicht zur Thorheit geneigt erscheinen, wie sie selbst sind."

Louis wendete sein freies, offenes Auge mit dem Ausdrucke einiger Verwunderung auf seinen Vater.

„Ja, so ist es!" fuhr der Herzog fort, „Du mußt die schlaue Wachsamkeit ihrer ehrgeizigen Väter einschläfern, indem Du die Ausschweifungen der Söhne zu theilen scheinst. Mich wagen sie nicht anzurühren. Wolltest Du aber Alles scheinen, was Du, wie ich hoffe, bist oder sein wirst, so würde die aufgerüttelte alte Eifersucht bald den zugänglichen Punkt erspähen, und durch Dich würden die spanischen Granden das neue Gebäude zu unterminiren suchen, welches sie mich zum Ruhme des Hauses Ripperda errichten sehen. Scheine daher gleichgültig gegen alle Beförderung und nur auf Vergnügen bedacht, und sie werden sich ruhig in das frühe Wachsthum von Ehren fügen, welche nach ihrer Meinung die immer höher steigende Thorheit zum Letzten machen wird. Sei jetzt vorsichtig, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo Du Dich in diesen Beziehungen den Grundsätzen gemäß zeigen darfst, welche Dich jetzt

veranlassen, mich so zweifelhaft und fragend anzusehen, — wenn nämlich diese Grundsätze dann noch die Deinen sind."

Louis' Antlitz erglühte ebenso wie sein Herz.

„Mein Vater," rief er, „diese Grundsätze hat mir mein trefflicher Onkel, der Pfarrer, eingeprägt, und sie sind mit meinem ganzen Wesen innig verwachsen."

„Gut," antwortete der Herzog, „sie werden jetzt die Probe zu bestehen haben. Du mußt Dich nun auf Prüfungen gefaßt machen, die weit verschieden sind von denen, die Du in dem Schlosse Pfaffenberg so bitter fandest. Dort hattest Du blos zu dulden, hier aber wirst Du berufen, zu dulden und zu widerstehen, — die Versuchung nicht blos über Dich ergehen zu lassen, sondern sie herauszufordern und ihr Widerstand zu leisten und sie zu besiegen. Du mußt Dich in der Mitte aller Freuden bewegen, welche die Sinne des Menschen verlocken oder berauschen können, und Du mußt sehen und schmecken, ohne Dir zu gestatten, den Genuß zu fühlen, denn Du mußt Dich von Allem, außer Dir, unabhängig zu erhalten suchen."

Ripperda's Stimme klang seinem Sohne wie die einer muthig schmetternden Trompete. Er liebte es, seine Kraft zu fühlen, zu kämpfen und zu siegen,

obschon der Kampf vielleicht nur in seiner eigenen Brust stattfand. Er horchte und sehnte sich nach einer Gelegenheit, seinem Vater zu beweisen, daß, von welcher Art auch sein leicht erregbares Gefühl sein möchte, doch keine weibische Natur in seiner Seele lebe.

Der Herzog fuhr fort:

„Dein Vater thut alles Das, wozu er Dich ermahnt. Er weiß Jeden für seine Zwecke zu gewinnen, ohne Jemandem zu gestatten, dasselbe mit ihm zu thun. Von meinem einundzwanzigsten Jahre an bin ich Herr meiner selbst, und eben deswegen auch Herr jedes anderen menschlichen Wesens gewesen, welches ich ausersehen, um mir von ihm Dienste leisten zu lassen. Ursprünglich der Sohn eines Verbannten und den Ehren meines Hauses entfremdet, ward ich Kaufmann, Soldat, Staatsmann und Rathgeber von Nationen! Das Land, welches meinen Vater verbannt, bat den Sohn, dahin zurückzukehren! Und nun hat der weitere Fortgang meiner unverrückten Laufbahn mich zur Herstellung aller Rechte meines Namens geführt und demselben einen Glanz erworben, der bis an die Grenzen der civilisirten Welt reicht. Louis, was ich bin, das mußt auch Du werden.“

Während dieser Rede sah Louis mehr als ein

Mal den stolzen, leuchtenden Blick des Sieur Ignatius. Er fühlte ein entsprechendes Gefühl des Triumphes in seinem jugendlichen Herzen. Ihm selbst unbewußt, spiegelte sein Antlitz alle Mienen seines Vaters zurück; denn es lebte in ihm vielleicht nicht ein einziges Gefühl, welches nicht durch die einzige Flamme des Ehrgeizes in Anspruch genommen und verzehrt ward.

Der Herzog stand, indem er die letzten Worte sprach, auf, und zwar mit so wirkliche Scheu einflößender, imposanter Miene, daß er vor den Augen seines Sohnes zum dritten Male verwandelt zu sein schien. Gleich darauf aber ward, indem er sich von der Thür herumwendete, auf welche er zugeschritten, dieser majestätische Glanz seines Antlitzes wieder durch einen freundlicheren Schimmer gemildert, und in seinem gewöhnlichen Tone hieß er Louis zu einer bestimmten Stunde am nächsten Morgen sich bereit halten, um dem Kaiser in seiner amtlichen Eigenschaft vorgestellt zu werden.

Achtes Kapitel.

Vorstellungen bei Hofe.

Die Reihe von Gemächern, welche Louis in dem Hotel der spanischen Gesandtschaft angewiesen worden, war geräumig und prachtvoll, während die zu seinem Gebrauche bestimmten Diener und Equipagen eben so glänzend ausgestattet waren, wie die des Gesandten selbst.

Der Herzog hatte ihm gesagt, daß alle diese Dinge ihm unbedingt zur Verfügung ständen, gerade als ob er ein Haus für sich bewohnte. Er sollte sich als vollkommen sein eigener Herr betrachten, an der Tafel des Gesandten blos erscheinen, wenn es seiner Neigung zusagte, Bekanntschaften machen wie es ihm gutdünkte, gehen wohin er wollte — kurz, sein Vater entsagte aller Controle über seine Zeit oder seine Handlungen mit Ausnahme der Stunden,

die er diplomatischen Pflichten zu widmen hatte, oder solcher Dinge, welche die Hauptzwecke seines Lebens hemmen oder vereiteln konnten.

Auf diese Weise ermuthigt, wagte Louis den Namen des Herzogs von Wharton zu nennen, und sein Vater gab zur Antwort, er könne immerhin die Bekanntschaft erneuen und nach seinem eigenen Gutdünken cultiviren, denn er wisse nun selbst, wie weit er gehen könne.

Erfüllt von Dankbarkeit für diese vertrauensvolle Erlaubniß, besann sich Louis sofort auf einen zweiten Gegenstand seiner noch früheren Bewunderung, den fast vergötterten Helden seiner geliebten Tante, und mit glühender Wange fragte er ehrerbietig, ob er in diesen Zirkeln am kaiserlichen Hofe auch den tapferen Prinzen Eugen zu sehen bekommen würde.

„Ja wohl, Louis," entgegnete Ripperda. „Gegenwärtig ist der Prinz jedoch in Savoyen und sein Wiedererscheinen in Wien ist vielleicht ungewiß. Er ist ein Mann, dessen nähere Bekanntschaft meinem Sohne in jeder Beziehung nur zur Ehre gereichen könnte."

Louis fühlte dies in dem triumphirenden Pulsiren seines unverdorbenen Herzens, und wer, der ein solches Herz besitzt, hat nicht gefühlt, daß das

Streben nach einem hohen Gute schon an und für sich Genuß ist?

Im Laufe der Unterredung hatte Louis seinen Vater auch gebeten, das Verbot aufzuheben, durch welches er ihm den Briefwechsel mit seinen Freunden in England untersagt. Da die Nothwendigkeit eines solchen Schweigens jetzt nicht mehr vorhanden war, so ward die erbetene Erlaubniß bereitwilligst zugestanden, aber nur unter Einer Bedingung, nämlich daß er Ignatius nur als Jesuiten nennen dürfe. Daß er mit Ripperda eine und dieselbe Person war, mußte stets ein tiefes Geheimniß bleiben, denn der Kaiser war ein großer Feind von weiblicher Einmischung in die Politik, und es standen die schlimmsten Folgen zu erwarten, wenn er erfuhr, daß die Kaiserin bei diesen Unterhandlungen die Hand mit im Spiele gehabt hatte. Dies aber mußte er sofort vermuthen, wenn ihm gesagt ward, daß Ripperda incognito in Wien gewesen, denn Kaiser Karl kannte sehr wohl die Macht, welche dieser vollendete Staatsmann über das jugendliche ehrgeizige Gemüth Elisabeth's am Hofe ihres Vaters gewonnen, und daß er diese Macht sogar angewendet, um sie zu überreden, die ihr zugedachte hohe Auszeichnung anzunehmen und die Gemahlin des deutschen Kaisers zu werden. Frühe Einflüsse sind in der Regel dauernde, und

obschon Karl nicht Gemüth genug besaß, um dies an sich selbst zu erfahren, so besaß er doch Scharfsinn genug, um es in dem Herzen seiner Gemahlin zu errathen, wenn er einen einzigen Wink von nur einer einzigen heimlichen Zusammenkunft zwischen ihr und Ripperda, ehe dieser Staatsmann öffentlich am österreichischen Hofe erschienen, erhalten hätte. In diesem Falle würde er sofort an der Wahrheit seiner Mission gezweifelt haben, und die ganze mit so vieler Mühe zu Stande gebrachte Sache wäre wieder rückgängig geworden.

Louis versprach gern die äußerste Discretion. Er wußte, daß seine Correspondenz mit den Freunden seiner Jugend Gegenstände betreffen würde, die ihnen viel wichtiger waren als alle diplomatischen Verhandlungen der ganzen Welt, während ihm selbst viel daran lag, zu erfahren, in wie weit die allgemeine Zufriedenheit und Ruhe der Familie durch seinen Brief an Don Ferdinand wiederhergestellt worden war. Ehe er sein Haupt zur Ruhe niederlegen konnte, setzte er sich daher nieder, um dem ehrwürdigen Vertrauten seiner frühesten Wünsche, dem niemals irrenden Führer seines feurigen Gemüths, das volle Herz auszuschütten.

Während er schrieb, milderten sich die leuchtenden Flammen des wilden Ehrgeizes, die eine Stunde

vorher mit stolzer Verachtung jedes Hindernisses durch alle seine Adern gerauscht waren, allmählig unter dem sanften Uebergewichte des schüchternen liebenden Geistes, mit welchem er jetzt sich zu unterhalten begannen. Die sanften Mahnungen seines gütigen Lehrers schienen wieder in's Ohr zu flüstern:

„Fliehe die Versuchung. Aber wenn sie Dich verfolgt, oder Dir entgegenkommt, dann waffne Dich gegen sie mit dem Harnisch des Glaubens und der Tugend, und Du wirst nicht erliegen. Wenn Du aber dennoch in einem Kampfe fällst, den Du nicht gesucht, so findest Du Mitleiden und Verzeihung. Wirst Du dagegen in einem Kampfe besiegt, den Du erst hervorgerufen, so werden die Menschen Dich verhöhnen und Gott Dich verdammen."

Louis schauderte, als er bedachte, von welchen mannigfachen Impulsen sein Herz in der letzten Zeit bestürmt worden, und indem er die fromme Fürsorge segnete, welche selbst in so weiter Ferne des Ortes und der Zeit einen solchen Einfluß auf sein Gemüth äußerte, fuhr er fort zu schreiben. Mit welch' ruhigem, lächelndem Entzücken in seinem Herzen neigte er sich über das Papier, auf welches er jetzt alle Gefühle dieses Herzens vor dem nachsichtigsten sowohl als weisesten Freunde ausströmen lassen durfte!

Einige Worte der Einleitung erklärten sein Schweigen durch allgemeine Erwähnung der geheimnißvollen Angelegenheiten, mit welchen er beschäftigt worden, und dann folgte, wo kein Versprechen der Verschwiegenheit ihn mehr band, die freie, offene Mittheilung, die dem ehrwürdigen Manne so angenehm sein mußte.

Dennoch aber gab es einen Gegenstand, den er nicht zu berühren wagte — Ottelinen — und so oft dieser vor ihm aufstieg, wendete er sich ab wie von einem verführerischen, aber der Hölle geweiheten Geiste. Sein Herz bebte und zuckte, und die Hand darauf drückend rief er: „Ich brauche keinen Kampf zu suchen.“

Als er diesen langen Brief mit Bitten um recht häufige Mittheilungen von den theuren Bewohnern des Pfarrhauses, möchten sie nun in Morewick oder Lindisfarne sein, gebeten, schrieb er einen zweiten Brief an Sir Anthony, in welchem er diesem allerhand unterhaltende Schilderungen mittheilte. Dann warf er sich auf sein Bett und fand, was er nicht erwartet hatte — sofortigen und festen Schlaf.

Am nächsten Morgen trat Martini in sein Zimmer. Er brachte ein Briefchen von dem Herzoge, der seinem Sohne meldete, daß der Kaiser die Gesandtschaft um Mittag empfangen wolle. Deß-

halb müsse er sich, nach spanischer Weise und seinem Range gemäß gekleidet, eine halbe Stunde, bevor es Zeit sei, sich nach dem kaiserlichen Palaste auf den Weg zu machen, in dem Salon einfinden. Louis siegelte eben die nach England bestimmten Briefe in ein Couvert, als der vertraute Diener diese Botschaft überbrachte. Er las den Brief und schrieb eine kurze Antwort, durch welche er der an ihn ergangenen Aufforderung pünktlich nachzukommen versprach. Martini empfing die Antwort mit einer ehrerbietigen Verbeugung, die aber durchaus Nichts von jener kriechenden Huldigung hatte, welche die Person, die sie erweis't, erniedrigt, ohne die, der sie erwiesen wird, zu ehren.

„Eure Excellenz," sagte er, „werden mir hoffentlich verzeihen, wenn ich dem Sohne meines Herrn nicht schon früher mit der ihm gebührenden Ehrfurcht begegnet bin! Ich wußte nicht, daß ich Jemand anders als den Chevalier von Pfaffenberg vor mir hatte, denn den Befehlen des Herzogs gemäß sollte ich Sie blos als seinen Secretair und den armen Sohn eines heruntergekommenen Hauses betrachten. Ich dachte mir aber dabei, es müsse dieses Haus jedenfalls ein sehr edles gewesen sein, und ich hoffe, mein Herr Marquis, daß, obschon ich vielleicht den Sohn des Herzogs von Ripperda nicht nach Gebühr

geehrt, ich mich doch keiner Insolenz gegen den Chevalier von Pfaffenberg schuldig gemacht habe."

„Würdiger Martini!" rief Louis, indem er von seinem Sitze aufstand und die Hand des Dieners mit ächt englischer Herzlichkeit schüttelte, „ich habe mich über Euch durchaus nicht zu beklagen. Ich ehre Eure Treue gegen Euern Herrn, und bin stolz darauf, diese Gesinnung auch als die meine anzuerkennen. Betrachtet mich von dieser Stunde an als Euren Freund."

Martini warf sich mit dem seinen Landsleuten eigenthümlichen Feuer auf die Kniee nieder und küßte inbrünstig die Hand, welche die seine drückte; dann stand er schnell auf, verneigte sich mit funkelnden Augen und über der Brust gekreuzten Händen und eilte aus dem Zimmer.

Dieser kleine Vorfall machte auf Louis einen sehr angenehmen Eindruck. Er hatte in dem vertrauten Diener eines Staatsmannes ein redliches, edles Gefühl gefunden, während alles Andere in dieser umgestaltenden Sphäre dem Egoismus oder der Intrigue gewidmet zu sein schien. Hierüber nachdenkend ließ er sich ohne Widerspruch nach der Art und Weise seines neuen Vaterlandes ankleiden.

Ripperda trat, als sein Sohn ihn im Salon aufsuchte, ihm ebenfalls in prachtvollem Costüm ent-

gegen, und die juwelenreichen Insignien des spanischen Ritterthums funkelten auf seiner Brust. So prachtvoll dieser Schmuck aber auch war, so war doch sein Glanz Nichts im Vergleich zu dem strahlenden Antlitze des Herzogs, der im Triumphe seiner stolzen Seele diese Juwelen mehr zu dulden als zu bedürfen schien.

Er war umringt von den jungen spanischen ebenfalls reich costümirten Granden und den eigentlichen Beamten der Gesandtschaft in ihrer geschmackvollen Uniform. Ripperda stellte seinen Sohn den Edelleuten vor. Die meisten von ihnen, obschon ebenfalls noch jung, waren älter als Louis, doch begrüßten sie ihn mit jenem Respekt, der unter despotischen Regierungen gewöhnlich den Personen erwiesen wird, welche einflußreiche Aemter bekleiden. Die Andeutung, welche sein Vater ihm über das allgemeine Thun und Treiben dieser jungen Leute gegeben, nahm ihn eben nicht zu ihren Gunsten ein, und mit vielleicht zu stolzer Miene kalter Höflichkeit erwiderte er ihre ersten Annäherungen zur geselligen Bekanntschaft. Einige von ihnen hielten diese Würde des Prinzipe für die Insolenz aufgebläheter Eitelkeit, und Die, welche dies dachten, betrachteten ihn mit grollendem Blicke. Andere meinten, es sei blos eine im Temperament beruhende Zurückhaltung, denn

Niemand konnte natürlich glauben, es sei die durch eine neue Umgebung veranlaßte unbeholfene Schüchternheit. Alles, was Louis sagte oder that, geschah mit einer ihm eigenthümlichen Grazie, mit einer Unbefangenheit, welche den Mann von hoher Geburt und einem Gemüthe verrieth, welches sich bewußt ist, daß kein zufälliger Umstand die Bedeutung des Mannes erhöhen kann, welcher seinen Charakter auf Tugend gründet.

Der König und die Königin von Spanien hatten Befehl gegeben, daß keine Kosten gespart werden sollten, um ihren Gesandten in den Augen des kaiserlichen Hofes möglichst glanzvoll erscheinen zu lassen, und die Equipagen und Diener, welche das Gefolge Ripperda's bildeten, erfüllten die Einwohner Wiens mit Erstaunen, da seit der Krönung des Kaisers nie wieder ein solcher Pomp auf den Straßen gesehen worden.

Der Audienzsaal war dicht gefüllt und die auswärtigen Gesandten waren zugegen, um Zeugen des Empfangs des spanischen Bevollmächtigten zu sein. Kaiser Karl empfing ihn mit Beweisen von Achtung, wie er sie niemals einem andern Gesandten zu Theil werden lassen, und welche die Anwesenden mit allerhand Befürchtungen in Bezug auf jene geheimen

Artikel erfüllten, die, wie man glaubte, der Grund waren, daß der deutsche Kaiser sich auf diese Weise vor dem Minister seines früheren Nebenbuhlers demüthigte.

Nachdem Ripperda's eigene Vorstellung vorüber war, präsentirte er seinen Sohn und die spanischen Edelleute. Karl sprach einige durch die Etikette gebotene Worte mit den jungen Granden, zeichnete aber den Sohn des Gesandten durch besondere Aufmerksamkeit aus und machte ihm mit gesenkter Stimme, damit es Niemand anders hören möchte, einige schmeichelhafte Komplimente über das Unterhandlungstalent, das er während der Krankheit des Sieur Ignatius bewiesen.

Bei dem Ministerrathe am vorigen Abende hatte Ripperda dem Kanzler Zinzendorf im Vertrauen mitgetheilt, daß der Chevalier von Pfaffenberg, den der Kanzler Gelegenheit genommen zu empfehlen, sein Sohn sei, und am Morgen setzte Zinzendorf, ohne die übrigen Geheimnisse zu verrathen, den Kaiser davon in Kenntniß, indem er zugleich einige Bemerkungen über das außerordentliche diplomatische Genie hinzufügte, welches er in dem jungen Legationssecretair entdeckt.

Als der Kaiser sich herumdrehete, um den

Audienzsaal zu verlassen, flüsterte er dem spanischen Gesandten zu, der Kanzler werde ihn zu der Kaiserin geleiten, welche bereit sei, den Brief und das Portrait in Empfang zu nehmen, welches er von dem Prinzen von Spanien beauftragt war, für die Erzherzogin, ihre Tochter, zu überreichen.

In dem Augenblicke, wo der Kaiser den Saal verließ, folgten Ripperda und sein Gefolge dem Grafen Zinzendorf nach dem großen Salon. Louis' Herz klopfte gewaltig, als er bedachte, daß er jetzt Ottelinen und ihre gnädige Herrin wiedersehen würde.

Als er jedoch eintrat, erschien ihm die stolze Elisabeth jetzt in der Mitte des Hofes ganz anders als die freundliche Fürstin, welche in dem Boudoir ihrer schönen Favoritin so ungezwungen und leutselig war. Sie saß stolz und kalt in ihrem Glanze da, während ihre Edeldamen hinter oder zu beiden Seiten ihres Thrones standen.

Als der Herzog von Ripperda sich dem Throne näherte, bemerkte Louis, daß die stolze Majestät, die aus Elisabeth's Zügen sprach, in einen Ausdruck stolzen Frohlockens überging. Sie überflog mit dem Auge den ganzen reichgeschmückten Zirkel, während sie ihre von Juwelen strahlende Hand dem spanischen Gesandten entgegenstreckte, der sich auf ein Knie niederlassend den Brief mit dem Portrait überreichte.

Sie erhob sich halb, als sie den Brief entgegennahm, und ihre Lippen und Augen strahlten auf den Vater die ganze Huld herab, welche Louis so oft auf sich selbst scheinen gefühlt. Dabei aber zeigte sich eine glühende Röthe auf ihrer Wange und etwas Milderes in ihrem Auge, als der Herzog die Hand, welche sie ihm reichte, an seine Lippen drückte.

Louis sah nun, daß es der Freund war und nicht der Minister, welchen Elisabeth von Braunschweig vor ihrem kaiserlichen Throne willkommen hieß, und gleichzeitig konnte er nicht umhin, zu bemerken, daß die Stellung seines Vaters mehr die Miene eines Fürsten zu den Füßen der Schönheit verrieth, als die Demüthigung eines Unterthan vor der hoch über ihm stehenden Macht.

„Nur der Geist ist es,“ dachte Louis, „welcher die Thaten des Menschen adelt oder erniedrigt. Mancher Andere würde hier kriechen wie ein Sklave, während dieser Mann sein Knie beugt wie Alexander vor Statira.“

Hätte Louis seine Beobachtungen noch weiter fortgesetzt, so würde er begriffen haben, daß es eben die Würde und Eigenthümlichkeit dieser Huldigung war, was dieselbe in den Augen selbst einer Kaiserin so schätzbar machte.

Als der Herzog seinen Sohn und die spanischen

Edelleute vorstellte, schlug Louis die Augen nieder, die bis jetzt unverwandt auf seinen Vater und die Kaiserin geheftet gewesen — so sehr fürchtete er dem Antlitze zu begegnen, dessen unwiderstehliche Reize seiner Phantasie nur allzu sichtbar waren.

Was die herablassende Elisabeth zu ihm sagte, hörte er nicht, und eben so wenig ward er sich bewußt, wie er die Ceremonie der Präsentation überstanden, bis er ihre Alabasterfinger leise seine Hand drücken fühlte, wodurch sie ihm schweigend zu Dem Glück zu wünschen schien, was, wie sie glaubte, in seinem Herzen vorging. Er fürchtete die Bedeutung dieser stummen Sprache, und zitternd erhob er sich von seinem Knie, zog sich unter die Gruppe der Spanier zurück und bemühete sich, seine Selbstbeherrschung wieder zu erlangen.

Elisabeth fuhr einige Zeit fort mit Ripperda zu conversiren, und reichte dann der Etiquette gemäß ihre Hand dem Kanzler, um sich von diesem hinaus geleiten zu lassen. Als sie nahe an der Stelle vorüberkam, wo Louis stand, bemerkte sie ihn und sprach einige Worte zu ihrem Begleiter. Dieser forderte sogleich den Marquis von Montemar auf, näher zu treten und die Befehle ihrer Majestät zu vernehmen.

Louis gehorchte in neuer Aufregung, und mit gnädigem Lächeln flüsterte sie:

„Sie werden heute Abend den Herzog von Ripperda nach der Favorita begleiten. Es ist der Namenstag der Kaiserin-Witwe, und Sie werden dort Freunde und Feinde sehen. Der Herzog hat von mir Erlaubniß erhalten, die jungen Spanier mitzubringen, um sie meiner Tochter vorzustellen."

Louis verneigte sich, und die Kaiserin nahm mit ihrer eigenen schönen Hand dem hinter ihr her gehenden Pagen die Schleppe ihres Kleides ab und verschwand durch eine kleine Thür in ihre Privatgemächer. Als er sich umsah, um sich seinem Vater anzuschließen, sah er denselben im Gespräch mit dem Damenkreise, welcher den Thron umringte. Ripperda hatte seine jungen Granden dieser Gruppe bereits präsentirt; als aber eine der Damen seinen Sohn nannte, winkte er Louis, der sich sofort näherte und ebenfalls vorgestellt ward. Sein rascher Blick überzeugte ihn bald, daß die Augen, die er am meisten scheute, nicht zugegen waren, und durch diese Gewißheit im Herzen erleichtert, ward er sofort umgewandelt. Die Aengstlichkeit, welche bis jetzt seine Worte und Bewegungen befangen gemacht, verschwand, und er antwortete mit seiner gewohnten freimüthigen Höflichkeit auf die artigen Bemerkungen der Damen, die ihn am Hofe von Wien willkommen hießen.

Der Herzog nahm bald hierauf Abschied von

der schönen Versammlung und kehrte, gefolgt von den jungen Spaniern und seinem Sohne, nach seinem Wagen, und dann durch die mit Gaffern angefüllten Straßen nach dem Hotel der spanischen Gesandtschaft zurück.

Es war jetzt im Frühlingsmonat Mai, und die Natur schien das Gewand der Jugend und lachenden Schönheit angelegt zu haben. Die Luft war balsamisch und duftig. Während der Wagen, in welchem Louis sich befand, durch den von Menschen wimmelnden Prater nach dem kaiserlichen Palaste, die Favorita genannt, fuhr, sah er von Weitem die Thürmchen des alten Schlosses Pfaffenberg. Sie ragten öd und düster gegen den blauen Himmel empor, und er fuhr daran vorüber, wie Jemand, der vom Tode erwacht ist und seitwärts auf Das blickt, was sein Grab gewesen ist.

Die Donau wälzte jetzt ihre majestätischen Fluthen breit wie ein See um die Insel des Palastes. Die Gesellschaft fuhr in Booten und Gondeln hinüber, und als sie an das Ufer der Insel stieg, wähnte sie sich mit einem Male in ein Feenland versetzt. Mitten auf einem grünen Rasenplatze, um welchen die Schönheit und der Wohlgeruch aller Jahreszeiten versammelt waren, auf einer mit kostbaren Teppichen belegten Erhöhung, saß die Kaiserin-Witwe. Die

meisten Mitglieder der kaiserlichen Familie, mit Ausnahme des Kaisers und der Kaiserin, saßen neben ihr. Auch viele Personen des Hofes waren zugegen und in dem glänzenden Zirkel erkannte Louis den Herzog von Wharton, welcher hinter dem Stuhle der Churfürstin von Baiern stand.

Wharton's Auge schien gleichgültig über die herannahende Gesellschaft zu schweifen, ohne eine besondere Person unter derselben zu suchen.

Das Geräusch, welches die Ankunft des Herzogs von Ripperda verkündete, erregte jedoch bald die Aufmerksamkeit der Churfürstin. Ihre Neugier ward erregt und sie wünschte, den furchtbaren Minister zu sehen, dessen Einfluß seinen königlichen Herrn bewogen hatte, ihre mit so vieler Mühe verfolgten Pläne zu durchkreuzen, indem er die pragmatische Sanction durch den Beitritt Spaniens verbürgte.

Mit funkelnden Augen betrachtete sie seine imposante Gestalt, und als Ripperda sich näherte, um der Kaiserin-Witwe seine Ehrfurcht zu bezeigen, flüsterte sie dem sich zu ihr herabneigenden Wharton Etwas in's Ohr. Einen Augenblick später haftete ihr rascher Blick auf Louis' Zügen. Wieder flüsterte sie Wharton Etwas zu. Was sie sagte und was er antwortete, konnte, da es ganz leise geschah, Nie-

mand verstehen, wohl aber hörte Louis den Herzog lachen, während derselbe, ohne aufzublicken, mit verschränkten Armen auf den Stuhl der Churfürstin gelehnt stand.

Hätte Louis verstanden, was gesprochen ward, so würde er erfahren haben, daß die Churfürstin ihn sofort erkannte und ganz erstaunt den englischen Herzog auf ihn aufmerksam machte, als sie den jungen Chevalier von Pfaffenberg, den sie in den Altheim'schen Gemächern gesehen, ihrer erlauchten Großmutter als den Sohn Ripperda's vorstellen hörte.

„Konnte Eure kaiserliche Hoheit," entgegnete Wharton, „es wohl für möglich halten, daß die schöne Otteline mit ihren Ranken eine gestürzte Säule umschließen würde?"

Die Churfürstin wendete ihren durchdringenden Blick nicht ab, obschon sie aufhörte zu flüstern, denn der Kaiser und die Kaiserin naheten von der Colonnade des Palastes her. Der Herzog von Ripperda ging sofort dem kaiserlichen Paare entgegen, und bald nachher begab der Kaiser sich mit ihm auf die entgegengesetzte Seite des Rasenplatzes. Mittlerweile ersuchte Elisabeth, als sie an Louis vorüberging, um der Kaiserin-Witwe, welche die Gala aus den Fenstern des Pavillons mit anzusehen wünschte, ihre Hand zu reichen, ihn, seinen Arm ebenfalls der ehr-

würdigen Fürstin anzubieten. Er beeilte sich, dies zu thun, denn er fühlte sich geehrt, die wankenden Schritte des verehrten Greisenalters stützen zu helfen, und während des kurzen Ganges theilte Elisabeth, — denn die ehrwürdige Dame war ziemlich taub — ihm mit, daß die Erzherzogin Maria Theresia plötzlich unwohl geworden und dadurch auch die Gräfin von Altheim von der gegenwärtigen Fête zurückgehalten worden sei.

„Aber," setzte die huldreiche Sprecherin hinzu, „die Hoffnung ist die Trösterin der Liebe!"

Sie meinte, es sei auch in der That der Rubinschimmer dieser Hoffnung, was jetzt Louis' Wange überzog. Sie lächelte, während sie die Kaiserin auf ihrem Stuhle Platz nehmen ließ, und erlaubte ihm, wieder nach dem Rasenplatze zurückzukehren. Er versuchte den Beweis seiner Schwäche wieder aus seinem glühenden Antlitze hinwegzuscheuchen, und kehrte mit raschem Schritte nach der Platform, dem Schauplatze des heitern Glanzes, zurück.

Wharton stand noch da, obschon die Churfürstin sich unter den allgemeineren Zirkel der Gesellschaft gemischt hatte. Der Herzog sprach mit zwei oder drei Personen, unter denen sich der Graf Leopold Königseck, Oberst in österreichischen Diensten, und der Neffe der Gräfin von Wardein, einer vor-

nehmen Ungarin, befand, welcher Ripperda am Morgen dieses Tages bei Hofe seinen Sohn vorgestellt hatte.

Während Louis auf die Gruppe, unter der seine Feinde sich befanden, zueilte, ging seine neue Bekannte, die Gräfin von Wardein, an der Seite eines blühend schönen Mädchens an ihm vorüber.

Sie fragte ihn, ob er bereits für den Tanz engagirt sei. Als er hierauf mit Nein antwortete, stellte sie ihm ihre Tochter vor und bemerkte dabei, daß sie stolz darauf sein würde, ihre Amalie bei ihrem ersten öffentlichen Erscheinen am Hofe mit dem Sohne des Herzogs von Ripperda tanzen zu sehen.

Louis beantwortete dieses artige Entgegenkommen auf angemessene Weise, und die schöne Ungarin nahm seine Verbeugung lächelnd entgegen. Andere Damen, welche sein Vater ihm am Morgen ebenfalls vorgestellt, näherten sich. Einladungen zu verschiedenen Gesellschaften ergingen an ihn von einer Menge rosiger Lippen, und eine halbe Stunde lang ehe der Tanz begann, sah er sich von einem Zauberkreise umschlossen. Er war gegen diese schmeichelhafte Auszeichnung nicht undankbar, sehnte sich aber gleichwohl nach dem Augenblicke der Erlösung, um

dann die Hand des Freundes zu drücken, der ihn zwei Mal vor den Feinden seines Vaters gerettet.

Oft wendete er den Blick von den redseligen Damen hinweg, um nach seinem freundlichen Retter hinzuschauen; obschon aber Wharton im Gespräche mit den vorübergehenden Gruppen bald da bald dort hin blickte, schien doch ein sonderbares Verhängniß seine Augen abzuhalten, sich der Stelle zuzuwenden, wo Louis stand. Seine Ungeduld wuchs mit der getäuschten Erwartung, und fast nahe daran, den eleganten Schwarm, der ihn umringte, zu durchbrechen, hörte er plötzlich zu seiner Freude das vor dem Palast aufgestellte Musikchor einen heitern Tanz aufspielen, während zugleich ein Kammerherr herantrat und die Tänzer einlud, den weichen Rasenplatz vor den hellerleuchteten Fenstern zum Schauplatze ihres Vergnügens zu wählen.

Die schöne Amalie reichte ihrem Tänzer die Hand, und dieser ergriff sie mit doppelter Freude, als er sah, daß er in Folge der Richtung, in welcher die Gesellschaft sich nach dem ländlichen Tanzplatze bewegte, dicht an der Stelle vorbei mußte, wo Wharton stand.

Während der heitere Zug sich so dahin bewegte, drehete sich der Herzog nachläßig auf dem Absatze herum, was ihn ein wenig von dem Wege entfernte,

obschon nicht so weit, daß Louis nicht den Grafen Königseck ihn hätte fragen hören, ob er den Marquis von Montemar kenne.

„Wer ist das?“ fragte der Herzog in gleichgültigem Tone.

„Der Sohn des spanischen Gesandten,“ entgegnete Königseck; „soll ich ihn Ihnen vorstellen?“

„Nein,“ entgegnete Wharton; „er ist, wie es scheint, sehr angenehm beschäftigt, und ich bin nicht ehrgeizig auf seine Bekanntschaft.“

Louis stutzte bei diesen Worten; da ihm aber einfiel, daß der Herzog zu der baierischen Partei gehörte und sich schon der Rache dieser durch die Rettung seines Freundes ausgesetzt, so begriff er bald, daß die Klugheit ihn zu dieser anscheinenden Gleichgültigkeit veranlaßte.

Der Tanz begann, und in seiner erheiternden Bewegung, in der Musik und im Schauen der ihn umringenden glänzenden Schönheiten fand Louis jene ganze Elasticität der frohen Laune wieder, durch welche er die kleineren, aber nicht weniger frohen, festlichen Zirkel seines Heimathlandes zu beleben pflegte. Die eigenthümliche Anmuth seiner Bewegungen erregte Bewunderung selbst in einem Lande, wo der Tanz eine Wissenschaft ist, und die Churfürstin machte, sich wieder zu Wharton wendend, der sie

bis in die Nähe der Tänzer begleitet hatte, ihn auf die außerordentliche Eleganz des Anglo-Spaniers aufmerksam.

„Wie ätherisch!" rief sie, „es ist Alles an ihm Leichtigkeit und Grazie, und dennoch keine Spur von Affectation!"

Wharton sah, daß mehrere der jungen Granden in der Nähe standen, und bemerkte, daß einer von ihnen einen verächtlichen Blick auf die Churfürstin warf, als sie diese Bemerkung machte. Die Gräfin von Wardein war ebenfalls Zuschauerin, und während ihr Auge wohlgefällig ihre Tochter an Louis' Arm dahin wirbeln sah, knüpfte sie an die Bemerkungen der Churfürstin an und sagte:

„Es giebt in dem ganzen Zirkel keinen zweiten so eleganten Tänzer wie der Marquis von Montemar ist."

Wharton zuckte die Achseln.

„Ein wohlgewachsener Mann," sagte er, „kann am Ende nicht einmal unbeholfen sein, selbst wenn er wollte."

„Ergo der Herzog von Wharton auch," entgegnete die Churfürstin lächelnd.

„Ganz recht," bemerkte er mit einer heitern Verbeugung.

Sie lächelte wieder und flüsterte ihm Etwas zu.

Es war jedoch davon weiter Nichts hörbar als die Worte:

„Sie müssen ihn mit in unsern Kreis ziehen."

„Lieber will ich Aktäon's Schicksal erdulden, als dies thun," entgegnete er.

Während dieser Scene bedurfte Wharton nicht eines Dolmetschers, um die immer düsterer werdenden Wolken auf der Stirn des jungen Spaniers zu verstehen, der jetzt seinen Gefährten etwas zuflüsterte. Ihre Blicke spiegelten sofort die seinen wieder, und Alle entfernten sich sofort aus dem Kreise. Die Churfürstin dagegen näherte sich den Guirlanden, welche die Grenze des Tanzplatzes bildeten, noch um einige Schritte, ließ sich dann einen Stuhl bringen, setzte sich und conversirte nun in aller Bequemlichkeit mit der sie umgebenden Gruppe.

Louis' Auge blickte oft nach dem heiter plaudernden Herzoge. Die Gunst, in welcher er bei der Churfürstin stand, war zu sichtbar, als daß es hätte Verwunderung erregen können, wenn er sonst Niemandem seine Aufmerksamkeit zuwendete. Ueberhaupt schien er auf die Bemerkungen Anderer eben so wenig zu achten, als mit seiner Situation unzufrieden zu sein, und weilte daher in der Nähe der erlauchten Frau mit der ganzen Ungezwungenheit vollkommenen Vertrauens. Die sie umgebenden Damen geizten

nach einem Lächeln von ihm, weil sie darin die Bürgschaft des ihrigen sahen, und er scherzte und plauderte mit ihnen Allen so wie seine Laune es ihm eingab.

Trotz dieses anscheinend blos galanten Verhältnisses betrachteten die Männer ihn doch als etwas mehr, denn als den eleganten Cicisbeo, welcher die hohe Leidtragende auf ihrer Witwenpilgerschaft durch Italien begleitet hatte. Man kannte sein politisches Genie; man wußte, daß es selbst, wenn er im Schooße der Schönheit ruhete, sich doch nicht in den Schlaf würde lullen lassen, und mit weniger Ueberraschung als Neugier betrachtete man gewisse Veränderungen in den wechselseitigen Beziehungen der Staaten, welche Veränderungen, wie man wußte, von ihm ausgegangen sein mußten. Wann und wie aber er seine Manövers aussann und durchführte, ließ sich durch die Beobachtung seiner Person und Schritte durchaus nicht ermitteln, denn er schien in allen Situationen gleich offen und unbefangen.

Ripperda ging, von den übrigen fremden Gesandten umringt, hinter der bairischen Partei vorüber. Die Churfürstin bemerkte dies mit Mißfallen.

„Seht doch die Schmeichler!“ rief sie.

„Die Hunde halten einmal den Mond für eine Gottheit,“ antwortete Wharton.

Ohne anscheinend weiter an Das zu denken, was die sonst so glatte Stirn der Churfürstin trübte, wendete er sich herum, um eine der jungen Ehrendamen scherzend zu fragen, weßhalb sie sich weigere zu tanzen. Der Beichtvater der Churfürstin stand in der Nähe. Er war mit Ausnahme der Churfürstin der Einzige, welcher wußte, daß der kürzlich eingetretene Bruch zwischen Frankreich und Spanien das Werk Wharton's sei. Sich bei sich selbst über die Gewandtheit des Mannes wundernd, der die klügsten Köpfe so zu überlisten verstanden, und über die gutgelaunte Gleichgültigkeit, mit der er die offene Herrschaft seines politischen Gegners betrachtete, berührte der würdige Geistliche ihn mit halb vorwurfsvollem Lächeln am Arme.

„Ich glaube, Herzog," sagte er, „Ihnen ist Alles gleich, ob Sie aus purer Lust Ihr eigenes Haus oder das eines Andern in Brand stecken."

„Lange Klagen über ein Unglück verdoppeln dasselbe nur," entgegnete Wharton, „und Sack und Asche sind niemals meine Leidenschaft gewesen."

„Das ist wahr," entgegnete die Churfürstin; „ich glaube, Ihr sonderbarer Sinn freut sich sogar des Ruins, von welchem Ihre eigenen Pläne ereilt werden."

„Wenn der Wind einmal geht, so kann nur ein

Narr sich niedersetzen und darüber weinen. Der gesunde Menschenverstand hüllt sich fest in seinen Mantel, und schreitet muthig durch den Sturm hindurch."

„Aber er spottet nicht der zerstörenden Elemente," entgegnete der Geistliche. „Wird der Herzog von Ripperda nicht vielleicht von einem so lächelnden Nebenbuhler eine geringe Meinung bekommen?"

„Ach," entgegnete der Herzog von Wharton, „was frage ich darnach, was der Herzog von Ripperda denkt? Alles hat seine Zeit, und wenn ich mich in schöner Umgebung befinde, so vergesse ich die Thorheiten anderer Menschen und begnüge mich mit meinen eigenen."

Von welcher Art auch seine Beweggründe in Bezug auf Louis sein mochten, so verrieth er doch während des ganzen Abends weder durch ein Wort noch durch einen Blick, daß er ihn kenne, und Louis, der sich nach einem Urtheile richtete, welches er für unfehlbar hielt, beobachtete gegen ihn dieselbe Zurückhaltung. Oft kamen sie im Laufe der wechselnden Amüsements einander sehr nahe, zuweilen gingen sie dicht an einander vorbei, und dann klopfte Louis' Herz und seine Wange glühete.

Als er die Tochter der Gräfin von Wardein nach dem Speisezimmer geleitete, sah er Wharton

von Weitem in einer der Vorhallen mit dem Grafen von Patinos sprechen. Es war dies der stolze Spanier, welchen Wharton sich mit so eifersüchtiger Verachtung der Bewunderung hatte abwenden sehen, welche Louis erregt. Er war der vornehmste von den jungen Granden, welche sich der Gesandtschaft angeschlossen, und betrachtete daher einen Nebenbuhler seiner stolzen Prätensionen mit scheelem Blicke.

Die Churfürstin und ihre Gesellschaft blieben nicht bis zum Souper. Dasselbe fand auf eine Weise statt, die dem herrlichen Festtage angemessen war, und erst zu einer späten Stunde erhoben sich der Kaiser und die Kaiserin. Ehe Louis von der Tafel, an welcher er gesessen, seinen Vater erreichen konnte, welcher an der kaiserlichen seinen Platz angewiesen erhalten, ward er durch eine auf ihn zukommende und ihn umringende Menge abgeschnitten, und er überzeugte sich, daß er in Folge der beispiellosen Gunst, in welcher sein Vater bei den nun wieder ausgesöhnten Monarchen stand, ein Gegenstand berechnender und allgemeiner Aufmerksamkeit geworden war. Einige der Spanier hatten sich selbst von der Seite des stolzen Patinos entfernt und näherten sich Louis, um durch seine Vermittelung freien Zutritt zu den Zirkeln zu erhalten, welche so eifrig bedacht zu sein schienen, ihn zu ihrem Mittelpunkte zu machen.

Patinos war jung, schön und ehrgeizig. Er war der Sohn des Marquis von Castellor und naher Verwandter des ehrwürdigen Grimaldo, des gegenwärtigen nominellen Premierministers von Spanien, und es erweckte die ganze Entrüstung seines Familienstolzes, hier dem Herzoge von Ripperda, den der junge Spanier blos als das Werkzeug dieses Ministers zu betrachten vorgab, fast königliche Ehre erweisen zu sehen. Daß er aber sogar selbst in der Gegenwart dieses Emporkömmlings, des Marquis von Montemar, des Sohnes dieses arroganten Ripperda, wie er ihn nannte, übersehen ward und unbeachtet blieb, dies entflammte ihn von einem Hasse, welcher blos die Gelegenheit abwartete, um sich in seiner ganzen Wuth zu zeigen.

Da Reichthum und hoher Rang gewöhnlich als das Fundament des Glückes betrachtet werden, so war es nicht zu verwundern, wenn ein Heirathsbündniß mit einem solchen Ausländer wie Louis de Montemar war, von vielen der vornehmsten Familien am Wiener Hofe für etwas sehr Vortheilhaftes und Wünschenswerthes angesehen ward. Die Wiedereinsetzung Ripperda's in seine spanischen Rechte hatte ihn mit den ersten Edelleuten irgend eines Landes auf gleiche Stufe gestellt. Sein Blut war edler als die meisten seiner Standesgenossen sich rühmen konn=

ken, weil es drei Fürstengeschlechtern entstammte, und sein Reichthum war in Folge der Rückgabe seiner Besitzungen in Spanien und Westindien fast unermeßlich, während er durch die unerschöpflichen Hilfsquellen des Handels noch täglich vermehrt ward.

Es war deshalb, wie schon gesagt, ganz natürlich, daß der Erbe all' dieses Reichthums und all' dieser Ehren ein Ziel des Ehrgeizes für die stolzesten Mütter Wiens ward, und da er überdies schön und hochgebildet war, so war es wiederum ganz natürlich, daß viele ihrer Töchter den jungen Montemar mit freundlichen Blicken betrachteten. Er sah unter ihnen viele, die schön und reizend waren, aber dennoch war keine unter allen so schön und reizend wie Otteline, deren abwesende Gestalt fortwährend vor seinem inneren Auge schwebte. Er seufzte, als er bedachte, daß der Geist nicht so schön war wie sein Tempel, und dann seufzte er wieder, während er den Schmerz zu bezwingen suchte, den diese Erinnerung in seiner Brust erweckte.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Porter, Jane,

Der Herzog von Ripperda Ein Roman von Jane Porter. Nach der dritten englischen Auflage in's Deutsche übersetzt von A. Kretzschmar

Bd.: 3

Wurzen 1856